1,20 DM/Band 19

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Fr 1,50



Die Schreckenskammer

Professor Zamorra Nr. 19

von Susanne Wiemer

erschienen am 11.03.1975

Die Schreckenskammer

Der Wagen schlingerte!

Zischend entwich die Luft aus dem Vorderreifen.

Anabel Verton zuckte zusammen und krampfte erschrocken die Finger um das Steuerrad. Baumstämme glitten auf sie zu, die Scheinwerfer strichen über Buschwerk und wucherndes Unkraut. Anabels Fuß nagelte das Bremspedal fest. Die Pneus kreischten, das Heck versetzte, Dornen kratzten über den Lack, und Sekunden später kam der flache weiße Sportflitzer am Straßenrand zum Stehen.

Anabel atmete auf. Ihr Herz hämmerte. Erst allmählich ebbte der Schrecken ab, und das Mädchen wischte sich eine hennarote Haarsträhne aus dem schönen, rassigen Gesicht.

Mist, dachte sie.
Eine Reifenpanne – und das in dieser gottverlassenen Gegend!
Vier, fünf Meilen waren es noch bis Redhorn. Anabel wollte dort ihre Eltern besuchen – einfache Farmer, die sich immer noch nicht ganz, damit abgefunden hatten, daß ihre einzige Tochter in New York Karriere als Fotomodell machte. Anabel verbrachte jedes Jahr zwei Wochen zu Hause, aber in der Umgebung von Redhorn kannte sie sich trotzdem nicht mehr aus. Ob es hier irgendwo eine Telefonzelle gab? Vermutlich nicht! Anabel seufzte, stieß die Wagentür auf und stieg aus, um sich zunächst einmal den Schaden zu besehen.
Das Rascheln im Gebüsch hörte sie zu spät.
Zwei Männer tauchten auf, wie aus dem Boden gewachsen. Große, breitschultrige Männer in dunklen Trenchcoats. Ihre Augen waren im Dunkeln nicht zu erkennen, aber die Gesichter schimmerten wie blasse Ovale im Mondlicht, und auf diesen Gesichtern lag eine seltsame, leblose Starre, die Anabel erschreckte.
Sie zuckte zurück.
Furcht schoß in ihr hoch – eine dunkle Furcht, die sie sich selbst nicht erklären konnte. Ihre Finger zitterten, und sie bemühte sich krampfhaft, nicht die Nerven zu verlieren.
»Hallo«, sagte sie mit belegter Stimme. »Ich glaube, ich habe eine Panne, ich…«
Alles ging blitzschnell.
Einer der Kerle sprang auf das Girl zu und ergriff ihren Arm. Sie wollte schreien, doch da schob sich schon eine harte Hand über ihren Mund erstickte ihre Stimme. Der zweite Mann glitt hinter sie, etwas raschelte, und das letzte, was Anabel wahrnahm, war ein harter Schlag, der ihren Hinterkopf traf, eine Welle von Schmerz durch ihren Körper jagte und in der nächsten Sekunde ihr Bewußtsein auslöschte…

***

Als sie wieder aufwachte, hatte sie jedes Zeitgefühl verloren.
Sie glaubte zu schweben. Zuerst war das Gefühl angenehm, doch das änderte sich, als sie versuchte, die Augen zu öffnen. Grelles Licht blendete sie. Wie mit tausend Nadeln schien der Schmerz in ihr Gehirn zu stechen. Sie wollte den Arm heben, um ihr Gesicht zu schützen, und bei dieser Gelegenheit stellte sie fest, daß sie sich nicht rühren konnte.
Sie stöhnte dumpf. Noch war sie benommen, noch schienen die Nachwirkungen der Bewußtlosigkeit sie wie ein Vorhang von der Wirklichkeit zu trennen und das Entsetzen zu dämpfen. Dunkel begriff sie, daß sie auf irgendeinem glatten, kühlen Polster lag und festgeschnallt war. Breite Riemen schnitten in die Haut an ihren

Armen und Beinen, die Luft war kalt, feucht und modrig. Wie in einem Gewölbe. Stöhnend drehte Anabel den Kopf zur Seite, öffnete abermals die Augen und blinzelte vorsichtig durch die Lider.

Der Raum, in dem sie sich befand, ähnelte tatsächlich einem Kellergewölbe. Graue Steinquader, dicke Metallrohre an den Wänden, dazwischen feucht glitzernde Rinnsale. Inzwischen hatten sich Anabels Augen an die Helligkeit gewöhnt, sie erkannte eine Art Operationslampe unter der Decke, und als sie den Kopf zur anderen Seite drehte, gerieten Schränke, alle möglichen Geräte und blitzende Apparaturen in ihr Blickfeld.

Sie erschrak.

War sie in einem Krankenhaus? Hatte man sie gefunden, ins Hospital gebracht, und lag sie jetzt vielleicht in einem Operationsraum?

Natürlich, sie hatte einen Schlag auf den Kopf bekommen, sie mußte verletzt sein. Der Gedanke war erschreckend und gleichzeitig seltsam beruhigend. Man würde ihr helfen! Man würde…

Sie zuckte zusammen.

Schritte näherten sich – kurze, abgehackte Schritte. Dann schob sich eine Gestalt in ihr Blickfeld. Anabel sah einen weißen Kittel, sah das Stethoskop, das aus der Brusttasche ragte, und ihr Blick glitt höher und erfaßte das Gesicht.

Zwei Augen!

Schmale gelbliche Augen, glitzernd wie Bernstein!

Sie starrten sie an, hielten ihren Blick fest, drangen ihr wie Sonden unter die Haut – und Anabel spürte förmlich, wie ihr die Wirklichkeit zu entgleiten drohte.

Es kostete sie Mühe, die Lippen zu bewegen.

»Wo – bin ich?« flüsterte sie. »Wer sind Sie? Wer…?«

Der Fremde lächelte.

Sein Mund war schmal, fast lippenlos, war scharf geschnitten wie fast alles in diesem Gesicht – aber Anabel sah es nicht. Sie nahm auch den kahlen, knochigen Schädel nicht wahr, nicht die eingefallenen Wangen und nicht die gelbliche trockene Haut, die sich wie altes Pergament über den Jochbeinen spannte. Ihr Blick hing an den gelben Augen, an den schimmernden goldenen Irisringen, und sie spürte, wie aus der Tiefe der dunklen Pupillenschächte eine Kraft hochstieg, die wie eine Woge auf sie übergriff, ihr Bewußtsein erfüllte und ihre Gedanke lähmte.

»Mein Name ist Giordano Calgaro«, sagte der Fremde mit einer heiseren, eigentümlich brüchigen Stimme.

Anabel schluckte.

Ihr Kopf war seltsam leer und leicht. Verzweifelt versuchte sie, einen klaren Gedanken zu fassen, suchte nach den Fragen, die sie hatte stellen wollen.

»Sie sind Arzt?« murmelte sie schließlich mühsam.
»Ja, ich bin Arzt. Ich werde Sie operieren, Anabel. Keine Angst, es ist ganz leicht, Sie haben keine Schmerzen! Bist du fertig, Maria?«
Die letzten Worte hatte er über die Schulter gerufen. Erneut klangen Schritte auf, dann erschien eine zweite Gestalt neben ihm. Anabel erkannte die herben, klaren Züge eines schwarzhaarigen Mädchens.
»Maria?« flüsterte sie überrascht. »Maria Benetti?«
Die Schwarzhaarige antwortete nicht.
Mit zwei Schritten trat sie näher an den Operationstisch. Ihre Hände bewegten sich – und Anabel fühlte, wie ein glatter, kühler Lederriemen um ihre Stirn gelegt wurde.
Sie atmete heftig. Für Sekunden war der Schrecken stärker als die eigentümliche Betäubung.
»Nein!« keuchte sie. »Ich will nicht! Nein, ich…«
»Es wird nicht weh tun!« Die Stimme des Fremden klang monoton und ausdruckslos, die bernsteingelben Augen funkelten. »Operationen am Gehirn sind schmerzlos. Ich werde eine Sonde einpflanzen, ich werde den Schädel mit einer Silberplatte verschließen und die Kopfhaut mit allem Haar wieder zusammennähen. Sie werden so schön sein wie früher, Anabel. Und Sie werden mir gehören.«
Sie wehrte sich.
Ihr Bewußtsein bäumte sich auf, die Angst in ihr schien zu explodieren. Aber da waren die Augen! Diese gelben Augen, die bis auf den Grund ihres Selbst drangen, ihren Widerstand lähmten und ihre Gedanken aufzusaugen schienen.
Sie versank.
Versank in einem dunklen Strudel, aus dem es kein Entkommen gab und der sie in ein Reich trug, das sie nicht kannte.
»Ja«, flüsterte sie fiebrig. »Ja, ja, ja…«

***

Jim Coltrane marschierte mit zusammengebissenen Zähnen durch die Dunkelheit.
Er hatte die Fäuste in die Taschen geschoben, und sein schmales offenes Jungengesicht wirkte blaß im Mondlicht. Die Straße schnitt fast schnurgerade durch das Waldstück. Irgendwo hier draußen hatte die Polizei Anabel Vertons Wagen gefunden. Sie selbst war spurlos verschwunden. Genauso spurlos verschwunden wie vor einem halben Jahr Maria Benetti – und wie vor drei Wochen Jims Schwester Claire.
Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Was er hier suchte, wußte er selbst nicht so genau. Aber er wußte, daß er sich nicht zufriedengeben konnte mit dem, was die Polizei glaubte. Sicher, daß junge Mädchen verschwanden, war nicht ungewöhnlich. Die Sache mit Maria damals hatte ihn nicht besonders aufgeregt. Sie war

leichtsinnig und lebenshungrig gewesen, und alle Welt glaubte, daß sie einfach genug von dem eintönigen Trott in ihrem Heimatdorf gehabt hatte. Aber Claire? Seine kleine Schwester? Nein, Claire riß nicht einfach von zu Hause aus.

Und Anabel? Welchen Grund sollte Anabel Verton haben, plötzlich zu verschwinden? Sie war in New York ein erfolgreiches Fotomodell gewesen. Sie hatte ihre Eltern besuchen wollen – so wie jedes Jahr, und ihr Wagen war verlassen an einer einsamen Landstraße gefunden worden. Selbst die Polizei schien in diesem Fall ein Verbrechen nicht auszuschließen, doch auf den Gedanken, daß es zwischen Maria Benetti, Claire Coltrane und Anabel Verton einen Zusammenhang gab, war bisher nur Jim gekommen.

Unsinn, hatte der Lieutenant aus der Nachbarstadt gesagt.

In Nestern wie Redhorn passiere es immer wieder, daß Mädchen ihren Eltern davonliefen. Wo man denn hinkomme, wenn man da jedesmal einen Zusammenhang mit ähnlichen Fällen konstruieren wolle? Anabel Vertons Verschwinden – das sei etwas ganz anderes, da gebe es rätselhafte Umstände und auch handfeste Spuren. Aber sonst…

Jims Schultern spannten sich. Er ging langsamer, suchte mit den Augen den Straßenrand ab. Rechts von ihm klaffte eine Lücke im Buschwerk, dort begann der Weg, der zur Villa von Dr. Calgaro führte. Etwa fünfzig Yard dahinter war Anabels Wagen, entdeckt worden. Zwei Tage lag das jetzt zurück. Die Polizei hatte ihre Ermittlungen beendet, der Sportflitzer war abtransportiert worden. Lediglich auf dem Pflaster mußte es noch ein paar Kreidestriche geben und…

Jims Gedanken stockten.

War da nicht ein Schatten gewesen? Eine Bewegung in der Einmündung des Wegs? Jim Coltrane blieb stehen, kniff die Augen zusammen – und glaubte, ganz deutlich die Umrisse einer Gestalt zu erkennen.

Er hielt den Atem an.

Sein Herz hämmerte plötzlich. Ein Windstoß strich durch die Büsche, die Schatten verschwammen – doch schon im nächsten Moment riß wieder die Wolkendecke auseinander.

Mondlicht ergoß sich über die Landschaft. Wie ein silberner Schleier fiel es über den Weg, erfaßte die schlanke Gestalt, eine lange blonde Haarmähne – und ein Gesicht, das Jim Coltrane nur zu gut kannte.

»Claire!« flüsterte er. »Claire, du…«

Sie zuckte zusammen.

Ihre blauen Augen weiteten sich vor Schrecken. Sekundenlang stand sie starr da, geisterhaft blaß, mit bebenden Lippen – dann hob sie die Hände zu einer abwehrenden Geste und warf sich herum.

Jims Stimme krächzte.

»Claire!« schrie er. »So warte doch! Claire – Claire!«

Sie hörte nicht.

Wie ein Schatten huschte sie über den gewundenen Weg – lautlos, als schwebe sie. Irgend etwas an dieser blinden Flucht wirkte unheimlich, Jim hatte das Gefühl, als treffe ihn der Eishauch einer unbekannten Drohung. Er achtete nicht darauf. Zu lange hatte er seine Schwester gesucht, zu stark war der Wunsch, endlich die Erklärung für ihr rätselhaftes Verschwinden zu finden. Noch einmal rief er ihren Namen, schrie mit voller Lungenkraft, dann warf er sich nach vorn, verließ die Straße und rannte über den unbefestigten Weg, so schnell er konnte.

Claire nahm eine Biegung.

Für Sekunden entzog dichtes Buschwerk sie seinen Blicken. Jim rannte weiter, stolperte, verlor fast das Gleichgewicht und fing sich wieder. Er keuchte. Ganz kurz glaubte er, den silbernen Schimmer von Claires wehendem Haar zu sehen – dann prallte er zurück, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen.

Zwei Männer standen vor ihm.

Wie aus dem Boden gewachsen standen sie da und versperrten den Weg. Beide waren groß und breitschultrig, beide trugen dunkle Trenchcoats, und schon auf den ersten Blick nahm Jim den starren, eigentümlich maskenhaften Ausdruck ihrer Gesichter wahr.

Sie lächelten.

Aber es war kein menschliches Lächeln, es war nicht freundlich, nicht amüsiert, nicht einmal zynisch – es war nichts weiter als die unnatürliche, mechanische Grimasse einer Puppe.

Jim Coltrane hatte das Gefühl, als dringe die jähe Kälte bis ins Mark seiner Knochen.

Er kannte die beiden Männer nicht.

Er wußte nicht, was sie von ihm wollten, und er wußte nicht, was sie mit seiner Schwester zu tun hatten.

Aber er spürte instinktiv, daß dies alles nicht normal war, nicht irgendeine kritische Situation, die er vielleicht meistern konnte und die Furcht in ihm schlug um in blinde Panik.

Wie von einer Bogensehne abgeschnellt wirbelte er um die eigene Achse.

Er rannte. Zurück über den Weg! Sein Herz hämmerte hoch im Hals, sein Atem ging stoßweise. Hinter sich hörte er Stimmen, Schritte. Erneut traf ihn eine Woge von Panik, peitschte ihn förmlich vorwärts, und er stolperte mit jagendem Puls und zitternden Knien weiter, bis er die Straße erreichte und Asphalt unter den Füßen spürte.

Die Verfolger blieben zurück.

Jim rannte weiter, brauchte fast drei Minuten, bis ihm klar wurde, daß niemand mehr hinter ihm her war. Er blieb stehen, taumelte

gegen einen Baumstamm und pumpte Luft unter seine brennenden Rippen. Das Rauschen in seinen Ohren ebbte nur allmählich ab. Jim lauschte, konzentrierte alle seine Sinne auf die Umgebung doch er konnte nichts Verdächtiges wahrnehmen.

Trotzdem hastete er weiter, sobald er sich einigermaßen erholt hatte. Immer noch steckte ihm die Angst in den Knochen, immer noch fürchtete er, daß die beiden Männer wieder auftauchen würden. Erst als er in der Ferne bereits die Lichter von Redhorn sah, arbeiteten seine Gedanken wieder klarer.

Die Furcht ließ nach, seine Vernunft setzte ein. Er verstand nicht mehr, was ihn überhaupt so in Panik versetzt hatte. Die Begegnung mit Claire? Die beiden Männer mit den starren, unheimlichen Gesichtern? Hatten sie denn tatsächlich unheimlich ausgesehen? Jim wußte es nicht mehr, kam nach und nach zu der Überzeugung, daß er sich das wohl nur eingebildet hatte, und machte sich Vorwürfe, weil er so einfach davongelaufen war.

Claire befand sich in Gefahr, soviel stand fest. Irgend etwas stimmte nicht mit ihr. Vielleicht war sie entführt worden. Vielleicht hatte sie versucht, den beiden Männer zu entkommen, vielleicht aber…

Aber warum, um alles in der Welt, war sie dann vor ihm davongelaufen?

Er verstand das alles nicht. Er wußte nur, daß er Claire helfen mußte, und er war entschlossen, nicht zu ruhen, ehe er sie wiedergefunden hatte.

Sein schmales Jungengesicht wirkte hart und kantig, als er die Hauptstraße von Redhorn überquerte und auf das Haus zusteuerte, über dessen Tür in blauen Neonbuchstaben das Wort »Police« stand…

***

Professor Zamorra ließ die Zeitung sinken.

Er hatte die Meldung jetzt zum drittenmal gelesen. Ein kurzer Bericht über drei spurlos verschwundene Mädchen aus einer Kleinstadt in der Nähe New Yorks, interessant lediglich durch die Tatsache, daß ein junger Mann, dessen Schwester unter den Verschwundenen war, ein Verbrechen vermutete und die Polizei öffentlich der Unfähigkeit bezichtigte. Eine Zeitungsmeldung wie hundert andere – aber irgend etwas war daran, das Professor Zamorra nicht losließ.

Er zündete sich eine Zigarette an, stand auf und trat ans Fenster des Hotelzimmers. Tief unter ihm brandete der Verkehr der Park Avenue. Zamorra hatte in New York an einem internationalen Kongreß für Parapsychologie teilgenommen. Heute nachmittag wollte er nach Frankreich zurückfliegen. Auf das Schloß im Loiretal, das er von seinem Onkel geerbt hatte, zusammen mit einem düsteren Geheimnis und mit jenem silbernen Amulett, das seinem Besitzer Macht über die

Kräfte des Übersinnlichen verlieh und…

Zamorras Gedanken stockten.

Die Erinnerung an das Amulett brachte irgendeine Saite in seinem Inneren zum Schwingen. Ein kühles Prickeln rann über seinen Rücken, und für Sekunden hatte er Mühe, gegen das Gefühl des Unheimlichen, Bedrohlichen anzukämpfen, das ihn überkam.

Reglos blieb er stehen und lauschte in sich hinein. Er kannte solche Augenblicke. Momente, in denen eine Art sechster Sinn in ihm erwachte, eine besondere, durch den Verstand nicht zu erklärende Sensibilität, die ihn befähigte, Dinge zu spüren, die andere Menschen nicht wahrnahmen, weil sie sie nicht wahrnehmen wollten.

Seit er das Amulett besaß, war er immer wieder mit den Mächten der Finsternis konfrontiert worden, mit dem weiten Gebiet dessen, was gemeinhin als übersinnlich galt. Diese Mächte übten überall ihren unheilvollen Einfluß aus, sie entzogen sich der Begrenzung von Zeit und Raum, und wer eine besondere Begabung dafür besaß, der konnte ihr Wirken auch über die Grenzen von Zeit und Raum hinweg wahrnehmen.

Zamorra besaß diese Begabung, und er nutzte sie.

Er mußte sie nutzen. Das silberne Amulett war nicht nur eine mächtige Waffe, es legte ihm auch eine Verpflichtung auf. Wo immer er dem Bösen begegnete, wann immer er von unheimlichen, unerklärlichen Vorgängen erfuhr, wurde er aktiv. Und jetzt, in diesen Sekunden, spürte er jene dunkle Drohung aus der anderen Welt so deutlich wie eine körperliche Berührung.

Er wandte sich um, zerdrückte die Zigarettenkippe im Ascher.

Noch einmal las er die Zeitungsmeldung durch, der wohl niemand anders einen zweiten Blick geschenkt hätte und diesmal zweifelte er nicht mehr, daß es dieser Bericht war, der die Unruhe in ihm ausgelöst hatte.

Hinter dem Verschwinden der drei Mädchen aus Redhorn steckte mehr als ein gewöhnliches Verbrechen.

Zamorra wußte es. Er wußte es, mit einer Sicherheit, die sich vom Verstand her nicht erklären ließ. Und er wußte auch, daß er zumindest den Versuch machen mußte, das Rätsel zu lösen.

Eine halbe Stunde später kehrte seine Sekretärin von einem Einkaufsbummel zurück.

Für Nicole Duval kam die Nachricht, daß sie nicht nach Frankreich zurückfliegen, sondern ein paar Tage in einer Kleinstadt namens Redhorn verbringen würden, vollkommen überraschend. Aber Nicole hatte es sich längst abgewöhnt, sich bei den plötzlichen Entschlüssen ihres Chefs über irgend etwas zu wundern…

***

Jim Coltrane blieb stehen und zog die Schultern hoch.

Er fröstelte, obwohl er einen dick gefütterten Parka trug. Wolkenfetzen trieben über den Himmel, der Novemberwind riß die letzten welken Blätter von den Bäumen. Nur noch die hochragenden Douglasfichten rechts und links der Straße bildeten eine undurchdringliche grüne Wand.

Mit zurückgelegtem Kopf blickte Jim den Berg hinauf. Das Haus konnte er von seinem Standplatz aus nicht erkennen, aber er wußte, daß es da war. Farlund Castle! Ein alter Herrensitz, inmitten eines Parks, düster, verwahrlost und vom Verfall gezeichnet. Der Mann, der seit sechs Monaten dort wohnte, hieß Dr. Giordano Calgaro – das war auch schon alles, was man in Redhorn von ihm wußte. Angeblich hatte er das Anwesen gekauft, um dort wissenschaftliche Forschungen zu betreiben. Ins Dorf kam er nie, die Lebensmittel bezog er offenbar aus der Nachbarstadt, und die Leute aus dem Ort wußten nicht einmal, wie er aussah.

Jim hatte sich nie für den alten Sonderling interessiert. Bis jetzt.

Der Weg, über den seine Schwester davongelaufen war, führte zu Dr. Calgaros Haus, und auch Anabel Vertons Wagen war hier gefunden worden. Mochte die Polizei das alles für Zufall halten – Jim glaubte nicht an derartige Zufälle. Er wußte, daß der Lieutenant Dr. Calgaro vernommen hatte, aber nach allem, was geschehen war, vermochte Jim Coltrane der Polizei einfach kein Vertrauen mehr entgegenzubringen.

Als er weiterging, mit raschen Schritten den Windungen des Weges folgte, war ihm selbst noch nicht klar, was er eigentlich unternehmen wollte. Das Haus lockte ihn. Irgendwo in einem Winkel seines Hirns hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß sich seine Schwester vielleicht dort aufhielt. Vor der Polizei konnte sie sich versteckt haben. Aber wenn er heimlich und unangemeldet kam, die Villa vielleicht eine Weile beobachtete…

Er hörte auf zu grübeln. Der Weg stieg jetzt steiler an, der steinige Boden nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Eben noch hatte er gefroren, jetzt bildete sich ein dünner Schweißfilm auf seiner Stirn.

Nach einer Weile blieb er stehen, wischte sich mit dem Ärmel das Gesicht ab und blickte sich um.

Das Haus war jetzt zu sehen.

Wie ein grauer Klotz lag es auf halber Höhe des Hanges. Buschwerk verdeckte die Stufen zum Eingang, hinter den ehemals weißen Säulen, die den breiten Balkon trugen, ballten sich Schatten zusammen. Jim atmete tief durch, warf mit einer Kopfbewegung sein helles Haar zurück und ging weiter.

Nach ein paar Sekunden blieb er abermals stehen.

Irgend etwas warnte ihn. Er starrte zum Haus hinüber, und seine

Gedanken schienen zu verschwimmen. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder und versuchte sich zusammenzureißen.

Es war zu gefährlich, auf dem Weg zu bleiben. Schließlich sollten die Bewohner des Hauses ihn nicht zu früh entdecken. Entschlossen wandte er sich um, ging ein paar Schritte zurück und drang in das schattige Halbdunkel zwischen den Douglasien ein.

Er schlug einen Bogen. Über zehn, fünfzehn Yards hielt er sich parallel zum Hang, dann schwenkte er nach rechts und kletterte wieder aufwärts. Dürre Zweige knackten, wenn er sie streifte, seine Füße versanken in einer dicken, federnden Schicht von abgefallenen Nadeln. Sein Herz hämmerte. Der Schatten ringsum hüllte ihn ein wie ein Mantel und…

Später wußte er nicht mehr genau, was geschehen war.

Irgendwann setzten seine Gedanken aus. Sie verschwammen einfach, sein Hirn schien sich in einen schwarzen Abgrund zu verwandeln. Etwas wie der Einfluß eines fremden, mächtigen Willens traf ihn – traf ihn so unvorbereitet, daß es ihm nicht einmal bewußt wurde. Wie eine Marionette, die an unsichtbaren Fäden gezogen wird, blieb er stehen, wandte sich um, ging zurück, und er kam erst wieder zu sich, als er aus dem Dunkel des Waldstücks auf den Weg taumelte.

Mechanisch wandte er sich nach rechts und ging bergab in Richtung Straße. Wind zerrte an seinem Haar. Er erreichte die Fahrbahn, marschierte weiter – und blieb dann so plötzlich stehen, als sei er gegen ein unwirkliches Hindernis geprallt.

Was war geschehen?

Warum, zum Teufel, war er umgekehrt?

Er hatte das Haus beobachten wollen. Er hatte…

Sein Kiefer schmerzte, so hart preßte er die Zähne zusammen. Er begriff sich selbst nicht. Er war den Weg hinaufgegangen, dann durch den Wald, und dann…

So sehr er auch grübelte – er konnte sich einfach nicht erinnern, was dann geschehen war. Irgend jemand oder irgend etwas mußte ihn zur Umkehr gezwungen haben. In seinem Gedächtnis fehlte ein Stück, gab es eine schwarze Stelle – und diese Tatsache war so erschreckend und unerklärlich, daß Jim Coltrane einen kalten Schauer über seinen Rücken rieseln fühlte.

Er kam gar nicht erst auf die Idee, es noch einmal zu versuchen.

Während er die drei Meilen nach Redhorn zurückmarschierte, drehten sich seine Gedanken im Kreis. Etwas stimmte nicht mit dem Haus auf dem Berg. Genauso wie etwas mit den beiden Männern nicht stimmte, die ihn nach der Begegnung mit Claire in die Flucht geschlagen hatten. Jim spürte es, er war seiner Sache ganz sicher, aber zugleich wußte er auch, daß er machtlos war gegen das Unheimliche, das Dr. Calgaros Landsitz wie eine geheimnisvolle Ausstrahlung

umgab.
In Redhorn steuerte Jim zunächst einmal das einzige Hotel an.
Er brauchte einen Whisky. Und er wollte mit Jessica sprechen, der Tochter des Wirts, mit der er verlobt war. Er sah sich in dem gemütlichen, um diese Zeit fast leeren Gastraum um, aber da er weder Jessica Havilland noch ihren Vater entdecken konnte, ging er zur Theke und ließ sich von der rothaarigen Serviererin einen Drink geben.
Als er sich umwandte, steuerte ein Mann auf ihn zu.
Er hatte ihn eben schon flüchtig gesehen – ein Fremder, daran gab es keinen Zweifel, da in Redhorn noch jeder jeden kannte. Ein Geschäftsmann vielleicht, den es hierher verschlagen hatte. Er war sehr groß und sehr schlank, hatte ein schmales, eigentümlich sanftes Gesicht mit silbergrauem Haar und hellen Augen, und allein schon seine elegante teure Kleidung reichte aus, um ihn in dieser Umgebung zu einer auffälligen Erscheinung zu machen.
Jim brauchte einen Moment, um zu begreifen, daß der Unbekannte tatsächlich auf ihn zukam und nicht etwa mit der Bedienung sprechen wollte. Der Junge runzelte die Stirn. Mißtrauisch zog er die Lider zusammen – doch das Lächeln des Fremden wirkte vertrauenerweckend.
»Sie sind Jim Coltrane?« fragte er halblaut.
Jim nickte. Mit leisem Unbehagen spürte er den ruhigen, forschenden Blick seines Gegenübers.
»Mein Name ist Alban Marric«, sagte der Fremde langsam. »Ich habe Ihre Geschichte in der Zeitung gelesen, und ich möchte mit Ihnen darüber sprechen.«
Jim biß sich auf die Lippen.
Mechanisch blickte er auf und überzeugte sich davon, daß die Serviererin außer Hörweite war. Immer noch erfüllte ihn das hellwache Mißtrauen.
»Sind Sie von der Polizei?« fragte er zögernd.
Der Fremde schüttelte den Kopf.
»Nein«, sagte er. »Aber ich interessiere mich trotzdem für die drei verschwundenen Mädchen. Leider kann ich Ihnen im Moment den Grund nicht erklären. Formulieren wir es einmal so: Sie suchen Ihre Schwester – und ich suche den Mann, der möglicherweise mit dem Verschwinden Ihrer Schwester zu tun hat…«
»Dr. Calgaro?« fragte Jim aus einem Impuls heraus.
Der Fremde riß den Kopf hoch.
Für Sekunden weiteten sich seine Augen, wurden fast durchsichtig, und in den hellgrauen Irisringen schienen winzige Eiskristalle zu tanzen. Wie eine körperliche Berührung spürte Jim die hypnotische Kraft dieses Blickes, er fuhr zusammen, wollte zurückweichen – doch

Sekunden später war schon wieder alles vorbei.

Der Fremde atmete tief durch. Er wandte das Gesicht ab, so daß Jim seine Augen nicht mehr sehen konnte. Seine Stimme klang ruhig und normal.

»Dr. Calgaro«, wiederholte er gedehnt. »Er ist also hier. Erzählen Sie, bitte…«

***

Nicole Duval musterte die Gegend mit allen Anzeichen der Mißbilligung.

Sie saß zurückgelehnt auf dem Beifahrersitz des schwarzen Miet-Cadillac, verpackt in hohe Stiefel, einen weiten, wadenlangen Tweedrock, einen dicken Rollkragenpullover und eine dazu passende Strickmütze. Professor Zamorra hatte hinter dieser Kluft zunächst Anpassung an die provinzielle Umgebung von Château Montagne vermutet – bis ihm angesichts Hunderter ähnlich gekleideter Girls in New York klargeworden war, daß es sich wahrscheinlich um die neueste Wintermode handeln mußte. Nicole wirkte selbst in dieser rustikalen Vermummung noch zerbrechlich. Sie rauchte eine Zigarette, ein paar freche rostrote Locken schauten unter dem Mützenrand hervor, und in den großen dunklen Augen unter den dichten Wimpern tanzten grünliche Reflexe.

»Zauberhaft«, murmelte sie. »Eine amerikanische Kleinstadt im November! Genau, was ich liebe.«

Zamorra lächelte. Nicole war zwar seine Sekretärin – aber sie neigte durchaus nicht dazu, Anordnungen, die ihr unvernünftig vorkamen, widerspruchslos hinzunehmen. Und ihre Ansichten über Vernunft unterschieden sich in einigen Punkten nun einmal ganz erheblich von denen ihres Arbeitgebers.

»Würden Sie Château Montagne im November vorziehen?« fragte der Professor mit einem Anflug von sanftem Spott.

Nicole schoß ihm einen schrägen Blick zu. Einen Blick von der Sorte, die bei jedem normal veranlagten Mann die Pulsfrequenz steigert.

»Allerdings«, sagte sie trocken. »An das Schloß habe ich mich nämlich inzwischen gewöhnt. Es kann sehr gemütlich sein. Jedenfalls, wenn Raffael den Kampf mit dem Kamin gewonnen hat, wenn zufällig mal kein Wind an den Fensterläden rüttelt, wenn der Strom nicht ausgefallen ist, kein Gespenst das Kriegsbeil ausgegraben hat und…«

Zamorra lachte auf. »Ich denke, Sie glauben nicht an Gespenster?«

»Nein. Aber wenn Sie dauernd welche sehen, trägt das auch nicht gerade zur Gemütlichkeit bei. Ich finde…«

Sie stockte und richtete sich auf. In einiger Entfernung schimmerten Lichter durch die einbrechende Dämmerung. Die ersten Häuser von Redhorn. Zamorra mäßigte das Tempo, rollte langsam über die

Hauptstraße, und Nicole hielt nach dem Hotel Ausschau, in dem sie Zimmer bestellt hatten.

Fast wären sie vorbeigefahren. Das Schild mit der Aufschrift »Havilland, Hotel and Steakhouse« war halb von kahlen Ästen verdeckt und nur von einer altertümlichen Laterne beleuchtet. Nicole entdeckte es erst im letzten Augenblick, Zamorra bremste, setzte zurück und ließ den Wagen am Straßenrand ausrollen.

Selbst Nicole mußte zugeben, daß das spitzgiebelige Haus mit den grünen Fensterläden, den bunten Vorhängen und den Zwergtannen zu beiden Seiten der Tür recht einladend wirkte. Zamorra half seiner Sekretärin beim Aussteigen. Sie reckte sich, sog tief die kalte, klare Luft ein, und sie lächelte schon wieder, als sie den Gehsteig überquerten und das niedrige offene Gartentor passierten.

Kies knirschte unter ihren Schuhen. Nicole fröstelte, weil sie darauf verzichtet hatte, für den kurzen Weg ihren Mantel überzuziehen. Zamorra wollte seine Schritte beschleunigen – und im nächsten Moment wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt, weil sich die Eingangstür des Hotels geöffnet hatte.

Eine breite Lichtbahn fiel nach draußen.

Wie ein Schattenriß hob sich die Gestalt eines hochgewachsenen schlanken Mannes von dem hellen Viereck ab.

Er kam über den Weg, murmelte einen Gruß, und für Sekunden streifte der Widerschein der Laterne seine hageren Züge.

Zamorra stutzte.

Er kannte den Mann.

Dieses schmale, scharfgeschnittene Gesicht vergaß man nicht – ein Gesicht, das trotz der markanten Linien fast sanft wirkte, den Ausdruck einer großen inneren Ruhe spiegelte. Zamorra war dem Mann mit dem grauen Haar und den grauen Augen schon zweimal persönlich begegnet, er hatte eine Menge über ihn gehört – und das Zusammentreffen ausgerechnet hier in Redhorn versetzte den Professor von einer Sekunde zur anderen in Alarmstimmung.

Er wandte sich um.

Der Grauhaarige hatte ihn nicht erkannt. Zamorra wollte ihn ansprechen, zurückhalten – doch da fiel bereits das Gartentor zu, und die Dunkelheit hatte die hochgewachsene Gestalt verschlungen.

Zamorra, atmete tief durch. Er spürte den fragenden Blick seiner Sekretärin. Zwischen Nicoles Augen kerbte sich die winzige V-förmige Falte, die immer erschien, wenn sie sich wunderte.

»Kennen Sie den Burschen, Chef?« wollte sie wissen.

Zamorra nickte.

»Das ist Alban Marric«, murmelte er abwesend.

»Marric? Ist das irgendeine Berühmtheit?«

Zamorra rieb sich mit dem Handrücken über die Stirn, als wolle er

etwas wegwischen. Er lächelte leicht.
»Allerdings«, sagte er ruhig. »Dieser Alban Marric ist – oder war – ein weltberühmter Magier, der…«
»Ein Magier? Also auf gut Amerikanisch ein Zauberer?«
»Ja und nein. Jedenfalls nicht das, was man sich gemeinhin darunter vorstellt.« Zamorra, zögerte einen Moment und versuchte Worte zu finden, um eine schillernde, geheimnisvolle Persönlichkeit zu schildern, die sich im Grunde jeder eindeutigen Aussage entzog.
»Marric hat als Illusionist gearbeitet, aber er war lange Zeit auch ein äußerst fähiges Medium. Außerdem forschte er auf den Gebieten von Spiritismus und Dämonologie. Vor einigen Jahren verschwand er plötzlich. Er zog sich zurück, er weigerte sich einfach, weiterzumachen. Etwa wie – ja, wie zum Beispiel ein Atomphysiker, dem plötzlich klar wird, welche Schrecknisse seine Wissenschaft heraufbeschwören kann.«
Die letzten Sätze hatte Zamorra nur zögernd ausgesprochen, gleichsam zu sich selbst. Nicole sah ihn an. Die Falte über ihrer unternehmungslustigen Stupsnase hatte sich vertieft.
»Spiritismus!« sagte sie gedehnt. »Dämonologie! Ein Medium! Chef, sind Sie etwa wegen dieses – dieses Magiers hierhergekommen?«
Zamorra schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht! Ich ahnte nicht einmal, daß ich ihn treffen würde. Aber kommen Sie, wir brauchen uns nicht unbedingt hier draußen darüber zu unterhalten.«
Nicole nickte nur.
Sie war sehr nachdenklich geworden. Noch vor wenigen Wochen hätte sie das, was Zamorra ihr da erzählt hatte, ohne Zögern ins Reich der Phantasie verwiesen. Doch inzwischen hatte sich ihre Meinung geändert. Sie hatte an der Seite ihres Chefs schon zuviel erlebt, um noch länger an ihren festgefügten Ansichten zu hängen. Und sie gestand sich einmal mehr ein, daß es doch wohl Dinge gab, die man mit dem normalen Verstand nicht erklären konnte.
Als sie sich abwandte, weiterging und auf die Hoteltür zusteuerte, ahnte sie jedenfalls, daß der Aufenthalt in Redhorn länger dauern würde, als sie gehofft hatte…

***

Alban Marric ging mit langen, elastischen Schritten über die dunkle Landstraße.
Er ging den gleichen Weg, den am Morgen Jim Coltrane genommen hatte. Ein breitrandiger Filzhut beschattete sein Gesicht, der hochgestellte Mantelkragen schützte ihn vor dem Nieselregen.
Ruhig und stetig folgte er den Windungen der Fahrbahn, seine Schuhsohlen knirschten auf dem nassen Asphalt, und seine Gedanken kreisten um den Namen, den ihm Jim genannt hatte.

Calgaro…
Dr. Giordano Calgaro.
Er kannte den Mann, kannte ihn seit Jahren – jedenfalls wenn er der war, den er hinter dem Namen vermutete. Jordan Calgary hatte er sich damals genannt. Und Marric hatte ihn für einen Freund gehalten, einen verläßlichen Partner. In dem schmalen dunklen Gesicht des Magiers zuckte es. Erinnerungen tauchten auf, taumelten an die Oberfläche des Bewußtseins wie Motten ans Licht.
Marric ging weiter, aber er sah nicht mehr die regenglänzende Straße. Die Umgebung versank. Ein anderes Bild schob sich dazwischen, ein anderes Land und eine andere Zeit, und aus der Tiefe der Erinnerung schien die Vergangenheit wie eine Vision emporzutauchen.
Sie hatten ein Gespann gebildet: Jordan Calgary und Alban Marric. Dr. Calgary war es gewesen, der in Marric die Leidenschaft des Forschens weckte.
Gemeinsam hatten sie wissenschaftlich gearbeitet, gemeinsam Reisen unternommen und uralten Sagen und Legenden nachgespürt.
Und gemeinsam hatten sie eines Tages das Buch gefunden, dessen magische Formeln es ihnen zum erstenmal ermöglichten, die Tür aufzustoßen zu jenem dunklen, unheimlichen Zwischenreich der Geister und Dämonen.
Marrics Lippen preßten sich zusammen.
Er erinnerte sich deutlich, daß es dieses Buch gewesen war, das ihre Gemeinschaft zerbrechen ließ. Für ihn, Marric, schien sich damals ein Abgrund des Schreckens aufzutun. Er wollte das Buch verbrennen, wollte die Tür wieder zuschlagen, doch Calgary dachte nicht daran. Er begann zu experimentieren. Heimlich zuerst, doch auf die Dauer konnte sein Treiben nicht verborgen bleiben. Er machte sich Dämonen dienstbar, drang tief in ihre Geheimnisse ein.
Wo Marric eine tödliche Gefahr für die Menschheit sah, entdeckte Calgary den Schlüssel zu unvorstellbarer Macht. Und eines Tages begann er, sein neues, alle Grenzen sprengendes Wissen an Menschen auszuprobieren.
Er operierte ein junges Mädchen im Keller seines Hauses.
Marric überraschte ihn, als er die Leiche im Garten verscharren wollte. Die Operation war mißglückt, der Schädel der Toten geöffnet, das Gehirn entnommen. Und Alban Marric wußte, daß er nicht mehr seinem Freund gegenüberstand, sondern einem wahnsinnigen Verbrecher…
Calgary schlug ihn mit der Schaufel nieder, mit der er das Grab hatte ausheben wollen. Als Marric wieder zu sich kam, war er allein mit der Toten. Irgendwie gelang es ihm, sich nach Hause zu schleppen. Er brauchte zwei Wochen, um sich von den Folgen der

Gehirnerschütterung zu erholen. Dann packte er seine Sachen, gab die Wohnung auf, verließ die Stadt, und seit jenem Tag hatte sein Leben nur noch darin bestanden, Jordan Calgary zu jagen oder Giordano Calgaro, wie er sich jetzt nannte.

Er mußte ihn finden.

Finden und vernichten!

Ihn – und das Buch mit den uralten magischen Formeln, die aus Giordano Calgaro ein Ungeheuer gemacht hatten und die immer neues Unheil anrichten würden, solange sie existierten…

Alban Marric spürte den Geschmack von Blut im Mund. Der leise Schmerz zeigte ihm, daß er sich die Lippe zerbissen hatte. Er blieb stehen, sah sich um und machte sich klar, daß er seit mindestens zehn Minuten nicht mehr auf seine Umgebung geachtet hatte.

Die Straße stieg an. Rechts und links wuchsen die Douglasfichten wie schwarze Wände empor. Marric wußte, daß er die richtige Stelle vermutlich verpaßt hatte, wandte sich um und ging zurück über die nasse Fahrbahn.

Nach fünfzehn Yards stieß er auf die Einmündung des Weges.

Ohne zu zögern bog er von der Straße ab und folgte der steinigen unebenen Piste. Er bewegte sich schnell, lautlos, sicher, und erst ein paar Minuten später blieb er plötzlich stehen.

Etwas stoppte ihn, schien sich vor ihm aufzurichten wie eine unsichtbare Mauer. Marrics Augen verengten sich. Er hielt den Atem an, lauschte. Deutlich wie eine Berührung spürte er den seltsamen Bann, der das Haus auf dem Hügel umgab. Ein fremder Wille brandete gegen sein Bewußtsein, wollte, ihn aufhalten, zur Umkehr zwingen. Schweißperlen bildeten sich auf Marrics Stirn, und er ballte die Fäuste so fest, daß sich die Fingernägel in sein Fleisch gruben.

Er ging weiter.

Einen Schritt, noch einen, und den dritten…

Sein Gesicht war weiß, gespannt. Er konzentrierte sich, schöpfte Kraft aus den tiefsten, dunkelsten Räumen des Unbewußten – und es war, als würde der magische Bann ganz langsam vor ihm zurückweichen und ihm vorsichtig eine Gasse öffnen.

Er taumelte, verlor fast das Gleichgewicht und fing sich wieder – als sei eine Tür plötzlich aufgesprungen, gegen die er sich gestemmt hatte. Aufatmend wischte er sich den Schweiß von der Stirn, verharrte einen Moment und blickte sich um.

Er konnte das Haus nur ahnen. Wie ein Klotz lag es da, eine Insel noch tieferer Schwärze in der Dunkelheit. Der Magier reckte sich.

Sein Atem ging leise und flach, die Augen bildeten helle Flecken in dem dunklen Gesicht, und als er erneut dem Weg folgte, hatten seine Bewegungen die lautlose Geschmeidigkeit einer Katze.

Er spürte die Anwesenheit von anderen Menschen, längst ehe er sie

sah.

Abermals blieb er stehen. Jemand beobachtete ihn. Aus den Büschen? Vom Haus aus? Er spannte sich, versuchte zu ergründen, aus welcher Richtung die Gefahr drohte – doch in der gleichen Sekunde hörte er schon das Rascheln im Laub.

Zwei Männer tauchten auf.

Große, breitschultrige Männer in dunklen Trenchcoats. Ihre Gesichter waren starr, die Augen seltsam leblos, und auf ihren Lippen lag das Zerrbild eines höhnischen Grinsens.

Alban Marric rührte sich nicht.

Er spürte die Gefahr. Spürte sie genauso deutlich, wie Jim Coltrane sie empfunden hatte. Aber Marric war anders als andere Menschen, war vertraut mit der Strahlkraft des Unheimlichen, mit den dunklen Seiten des Lebens, und er fühlte keine Angst, sondern nur das eigentümliche Schwingen einer großen inneren Spannung.

Er sah die Männer an.

Seine Augen waren schmal und hell, waren wie Sonden, die einen bestimmten Berührungspunkt suchten. Sein Blick veränderte sich, gleißte wie von einem unsichtbaren Licht erhellt. Er atmete langsam, ruhig, und als er sprach, bewegte er kaum die Lippen.

»Halt«, murmelte er. »Halt – bleibt stehen…!«

Die beiden Männer schienen ihn nicht zu hören.

Das grimassenhafte Grinsen auf ihren starren Gesichtern verstärkte sich. Sie reagierten nicht, schienen immun gegen die Kraft der Hypnose. Einer von ihnen hob die Hand, eine abgehackte Bewegung wie die eines Roboters, und machte Anstalten, auf den Magier zuzugehen.

Da begriff Marric, daß er es nicht mit normalen Menschen zu tun hatte.

Diese beiden Männer waren überhaupt keine Menschen. Sie waren – irgend etwas anderes. Puppen. Marionetten an unsichtbaren Fäden, von einem fremden Willen bewegt. Wie eine Vision tauchte die Erinnerung an jenes tote Mädchen vor Marrics Augen auf. Calgaro hatte ihr das Gehirn entnommen. Hatte er es durch etwas anderes ersetzen wollen? Eine Art Maschine? Einen Computer, der fremden Impulsen folgte, oder…

Die Gedankenkette zerbrach.

Unaufhaltsam wie Maschinen wälzten sich die beiden Männer auf Marric zu. Angst schoß in ihm hoch. Er wich zurück, suchte verzweifelt nach einer Chance, einem Ausweg – und im gleichen Moment verhakte sich der Absatz seines Schuhs hinter einem Stein.

Er verlor das Gleichgewicht, stolperte.

Hart schlug er mit dem Schädel auf. Schmerz durchzuckte ihn, vor seinen Augen waberten blutige Schleier. Gleichsam durch eine

Watteschicht hörte er dünnes Kichern. Tonnengewichte schienen ihn am Boden festzuhalten, und dann spürte er nur noch die Schläge, die auf ihn niederprasselten wie ein gnadenloser Steinhagel…

***

»Sei willkommen in meinem Haus, Alban!«

Die Worte schienen aus weiter Ferne in Marrics Bewußtsein zu dringen. Sein Körper schmerzte. Er spürte, daß er in einem Sessel lehnte, er hörte das Klirren von Ketten, als er sich bewegte, aber er war außerstande, die verschiedenen Bruchstücke der Wahrnehmung in einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen.

»Hörst du mich, Alban?«

Er kannte die Stimme.

Erinnerung erwachte. Er hatte den Bann gebrochen, der um das Haus lag. Aber er hatte es nicht vermocht, die beiden unbekannten Männer unter seinen Willen zu zwingen, die Kraft seiner Gedanken war an ihnen abgeprallt wie an einem Schutzschild, und sie hatten…

Seine Lider hoben sich.

Irgendeine Randschicht seines Hirns registrierte binnen Sekunden, daß er sich im Haus befand, daß er tatsächlich in einem Sessel saß, daß seine Arme mit Ketten gefesselt waren. Die Tatsache beunruhigte ihn nicht – noch nicht, denn seine Waffe war nicht die körperliche Kraft. Sein Blick glitt umher. Er erfaßte Einzelheiten, musterte das Zimmer, prägte sich den Anblick ein – und gleichzeitig konzentrierte er einen anderen, tieferen, verborgenen Teil der Wahrnehmung von der ersten Sekunde an auf seinen Gegner.

Giordano Calgaro stand neben einem ausladenden Mahagonischreibtisch.

Er hatte sich verändert – erschreckend verändert. Der knochige, vollkommen kahle Schädel erinnerte an einen Totenkopf. Eine Art Umhang lag um die dürren Schultern, wie altes Pergament spannte sich die Haut über den scharf vortretenden Jochbeinen, und ein teuflisches Lächeln verzerrte den schmalen, lippenlosen Mund. Nur die Augen waren noch dieselben. Schmale, tiefliegende Augen – gelb wie die eines Raubtiers. Die Pupillenschächte wirkten wie schwarze Abgründe, die Irisringe glitzerten durchsichtig wie Bernstein, und sie strahlten einen kalten, unheimlichen Glanz aus, den Alban Marric wie einen Eishauch auf der Haut zu spüren glaubte.

»Jordan…«, sagte er leise.

Der Hagere kicherte. Seine spitzen Schultern bebten.

»Calgaro«, verbesserte er. »Giordano Calgaro! Ich bin nicht mehr der, der ich war, Alban.«

Der Magier straffte sich.

Immer noch spürte er Schmerz und Benommenheit, doch seine

Gedanken arbeiteten wieder klarer. Er starrte die gelben Augen an.

»Ja«, sagte er mit der Kraft der Wahrheit. »Du bist nicht mehr, der du warst. Du bist ein Verbrecher, ein Mörder! Du bist eine Bestie, Jordan, du…«

Er verstummte. Das kalte, höhnische Glitzern in den gelben Augen war nicht mehr menschlich. Immer noch schüttelte das lautlose Kichern Calgaros Körper, und er hob die Hand zu einer umfassenden Geste.

»Vielleicht«, zischte er. »Vielleicht hast du recht, aber darauf kommt es nicht an. Denn ich habe Macht, Alban! Ich habe mehr Macht, als je ein anderer Mensch besitzen wird! Ich werde es dir zeigen. Ich werde dir alles zeigen, Alban. Schau dich um! Siehst du meine Dienerinnen?«

Marric wandte den Kopf.

Er folgte der Blickrichtung des anderen wie unter einem Zwang, starrte die drei Frauen an, die reglos wie Statuen in einem bogenförmigen Durchgang standen. Sie waren schön, alle drei. Jung, schön, blaß wie Marmor – mit weiten, leblosen Augen. Eine von ihnen hatte langes blondes Haar, das wie ein silbriges Vlies um die schmalen Schultern floß, und er wußte, daß sie Jim Coltranes Schwester sein mußte.

»Claire Coltrane?« fragte er leise.

»Sie war Claire Coltrane«, sagte Calgaro mit seiner metallischen Stimme. »Genauso wie die anderen Anabel Verton und Maria Benetti waren. Jetzt gehören sie mir. Sie sind nicht mehr sie selbst, sie sind meine Geschöpfe. Meine Diener hast du ja schon kennengelernt: Jason und Jeremy.« Er lächelte schmal, sein Blick tastete über die starren Gesichter der Männer, und seine Stimme gab einen kurzen, halblauten Befehl. »Jason, Jeremy – bringt ihn hinunter!«

Die beiden Diener traten wie Roboter auf Marric zu. Sie zogen ihn hoch. Er spannte sich, wollte sich wehren, doch schon die leichte Bewegung genügte, um das Schwindelgefühl wieder erwachen zu lassen. Er taumelte, wäre gestürzt, wenn die harten Fäuste seiner Gegner ihn nicht festgehalten hätten, und es dauerte ein paar Sekunden, bis die tanzenden Schleier vor seinen Augen wichen.

Zorn brannte in ihm. Eine Mischung aus Zorn, Schwäche und Bitterkeit.

»Was hast du mit ihnen gemacht?« fragte er krächzend. »Was hast du ihnen angetan? Sie operiert? In ihren Hirnen herumgewühlt? Ihr Denken und Fühlen und ihe Persönlichkeit vernichtet, um…«

»Allerdings«, sagte Calgaro ruhig. »Ich beschäftige mich unter anderem mit Gehirnoperationen, das hast du sehr richtig vermutet. Das erste Experiment damals ging leider daneben, wie du weißt, aber mittlerweile…«

»Mord«, sagte Marric tonlos. »Eiskalter, brutaler Mord an einem

unschuldigen Mädchen.«

»Ein Opfer für die Wissenschaft«, erwiderte Calgaro. »Ich habe keinen weiteren Fehler gemacht, ich…«

»Du hast immer wieder Fehler gemacht!« Marrics Stimme bebte.

Er wußte, daß das alles nichts nützte, aber es war die Wahrheit, und er mußte sie sagen. »Wo immer du gewesen bist, hast du Tod und Verderben gebracht. Du bist ein blutgieriges, unersättliches Monstrum! Du hast Dutzende ins Verderben gelockt, an Dutzenden deine wahnsinnigen Versuche gemacht. Ich habe deine Spur verfolgt, Jordan! Ich jage dich seit Jahren, ich…«

»Und dennoch hast du dich geirrt, mein Lieber.« Calgaro lächelte, fuhr sich mit einer selbstgefälligen Geste über seinen kahlen, knochigen Schädel. »Mir ist nie wieder ein Experiment mißglückt seit damals. Nie wieder, verstehst du? Ich habe Helfer, die ich anrufen kann. Mächtige Helfer! Du kennst sie, Alban. Du kennst doch noch die Macht der Dämonen, die wir damals…«

»Ungeheuer!« flüsterte Marric. »Du Ungeheuer!«

»Vielleicht bin ich das. Aber es ist mir egal, verstehst du, es ist mir vollkommen gleichgültig. Ich besitze immer noch das Buch, das wir damals fanden. Mit seiner Hilfe herrsche ich. Es gibt mir Macht – mehr Macht, als ich mir je erträumt habe.« Er machte eine Pause, und seine Augen wurden schmal. »Aber meine Freunde aus jener anderen Welt wollen nicht nur dienen, Alban. Sie brauchen auch Opfer. Viele Opfer, Alban – sehr viele.« Seine Lippen zuckten, sein Blick streifte die drei schweigenden Mädchen. »Verstehst du jetzt? Ich habe sie operiert, so wie viele andere vorher. Ich habe sie zu meinen Dienerinnen gemacht, aber auch zu Geschöpfen, die bereit waren, ihren Körper jederzeit einem Dämon zu überlassen. Sie haben kein Hirn mehr. Ihr Inneres ist entleert und ausgelöscht. Sie können nur noch gehorchen – entweder mir – oder ihnen.«

»Ihnen«, wiederholte Marric tonlos. »Nein, Giordano, das ist nicht wahr, das kann nicht…«

»Es ist ein uralter Brauch, daß sich Dämonen der Körper lebender Menschen bedienen«, sagte Calgaro kühl. »Besessene hat es immer gegeben, und junge Mädchen waren schon immer die bevorzugten Opfer. Ich habe lediglich dafür gesorgt, daß die Opfer sich nicht zur Wehr setzen. Schau sie dir an, Alban. Sie sind glücklich. Oder nein – sie fühlen überhaupt nichts mehr, also sind sie zumindest nicht unglücklich. Sie sind ich. Sie sind zu anderen Erscheinungsformen meines Selbst geworden, Alban. Und du…«

Marric spürte den Schauer der Angst in seinem Innern. Er wollte reden, wollte etwas sagen, aber er brachte nur ein heiseres Krächzen zustande, und im nächsten Moment sprach Calgaro weiter.

»Mit dir habe ich etwas Besonderes vor, Alban«, sagte er gedehnt.

»Du wirst du selbst bleiben, dein Bewußtsein behalten. Du sollst zusehen, wie ich die Herrschaft über die Welt übernehme. Du sollst es miterleben – als mein williges Publikum.« Er lächelte, und in seine gelben Augen trat ein kaltes Funkeln. »Aber zuerst werde ich dir mein Haus zeigen, die Ergebnisse meiner bisherigen Arbeit. Bitte…«

Seine Rechte vollführte eine einladende Geste, die Lippen verzogen sich ironisch. Marric fühlte sich gepackt und vorwärts gestoßen.

Er wehrte sich schwach, stemmte sich instinktiv in die entgegengesetzte Richtung – doch sofort schienen sich die Fäuste an seinen Armen in gnadenlose Stahlklammern zu verwandeln. Er stöhnte gepreßt. Erneut packte ihn der Schwindel, Schleier tanzten vor seinen Augen, und er spürte nur zu gut, daß er einfach noch nicht in der Lage war, etwas zu unternehmen.

Jason und Jeremy stießen ihn durch die Halle.

Calgaro ging voran. Er trat auf einen Schrank zu, öffnete die Türen.

Marric runzelte die Stirn, aber schon im nächsten Moment wurde ihm klar, daß das Möbelstück nur der Tarnung diente. Es hatte keine Rückwand. Statt dessen fiel Licht aus einem bogenförmigen Durchschlupf, feuchte Steinquader schimmerten matt, und eine steile Wendeltreppe führte in engen Windungen nach unten.

Die Stiege war so schmal, daß keine zwei Mann nebeneinander hinuntergehen konnten. Jason wich zur Seite, Jeremy versetzte seinem Opfer einen Stoß, griff nach der Kette und zerrte Marrics Arme so hart nach oben, daß ihm fast die Schultergelenke ausgekugelt wurden. Er preßte die Lippen zusammen, die Umgebung verschwamm vor seinen Augen, und er sah erst wieder klarer, als die schwere Bohlentür am Fuß der Treppe hinter ihnen zufiel.

Ein kahler gewölbter Gang lag vor ihnen. Rohre und Leitungen liefen unter der Decke entlang, in kurzen Abständen spendeten nackte, drahtumspannte Glühbirnen ihr kaltes Licht. Giordano Calgaro ging jetzt wieder voran. Er passierte drei schwere Türen, die vierte öffnete er, und Marric wurde über die Schwelle gestoßen.

Ein großer, quadratischer Raum tat sich auf, im fahlen Licht glänzten die feuchten Mauersteine. Links gab es eine weitere Tür, rechts nahm ein Gitter aus stabilen Eisenstäben die gesamte Breite des Kellers ein. Etwas raschelte – ein Geräusch wie von trockenem Laub oder Stroh. Ein dumpfes Stöhnen wurde laut.

Marric wandte den Kopf, und für Sekunden nahm das jähe Entsetzen ihm den Atem. Umrisse von Gestalten hoben sich hinter dem Gitter ab. Menschen in zerlumpter Kleidung, verwahrlost, langhaarig, schmutzig.

Finger krallten sich um die Eisenstäbe, brennende Augen starrten herüber, Lippen zuckten, bewegten sich rastlos, aber außer dem seltsamen tonlosen Ächzen war nichts zu hören.

Dr. Calgaro lächelte kalt.
»Das Geschrei störte mich«, sagte er im Tonfall eines Fremdenführers, der eine interessante Sehenswürdigkeit erklärt. »Ich habe mit einer Sonde die Sprachzentren in ihren Gehirnen gelähmt. Sie werden mir später für weitere Experimente dienen…«
Marric schwankte.
In ihm schien etwas zu Eis erstarrt zu sein. Was er sah, war zu schrecklich, um es zu begreifen, zu ungeheuerlich, um irgendeine andere Reaktion auszulösen als diese schwindelerregende Kälte. Er stolperte weiter, vorwärts gestoßen von den beiden Männern, die seine aneinandergeketteten Arme hielten, passierte erneut eine Tür, die Calgaro aufhielt, und ließ sich erschöpft gegen die Wand sinken, als er losgelassen wurde.
Das Monstrum, das in der Mitte des Raumes auf einem Sockel stand, nahm er erst nach ein paar Sekunden wahr.
Metall glänzte. Eine Konstruktion aus Stahl, Drähten, Kontrollampen; Arme und Beine, eine Art Kasten, an der Stelle des Kopfes von einer Glasplatte abgedeckt, hinter der sich die losen Enden von Drähten abhoben. Eine Maschine? Ein Roboter? Marric wußte es nicht, und der Gedanke, daß auch dies hier irgendeine Teufelei bedeuten mußte, drang nur allmählich in sein Bewußtsein.
Er drehte den Kopf. Dr. Calgaro starrte herüber. Seine gelben Augen glitzerten.
»Das Prunkstück meiner Sammlung«, sagte er höhnisch. »Ein Cyborg! Ein künstlicher Mensch! Er hat keinerlei Schwächen! Er ist das, was ein Mensch nie sein kann – unbesiegbar!«
Die Worte klangen triumphierend, fiebrig, fanatisch, und Calgaros Stimme vibrierte. Alban Marric sah das Monstrum aus Stahl an. Er war benommen, immer noch wie betäubt. Aber ein Teil seines Gehirns arbeitete, ein Teil seiner Gedanken lief automatisch ab, mit wissenschaftlicher Präzision, und formulierte Fragen wie für einen Computer.
Ein künstlicher Mensch?
War es möglich, daß ein Roboter, ein Cyborg…
Cyborg?
Das Wort fand Widerhall, ließ tief in seinem Gehirn etwas einrasten. Ihm wurde bewußt, daß sich der Begriff »Cyborg« aus den Worten »Cybernetic« und »Organismus« zusammensetzte, mit einem Schlag verstand er die Bedeutung von Calgaros Behauptung, und der kalte Schrecken erfaßte jede Faser seines Körpers.
»Cyborg?« wiederholte er leise und tonlos.
Die gelben Augen hielten ihn fest, durchbohrten ihn wie Sonden.
»Das sagte ich«, nickte Calgaro. »Ein menschliches Gehirn, angeschlossen an eine Maschine. Seine Gedanken werden nicht

Glieder aus Fleisch und Blut in Bewegung setzen, sondern Stahl und Eisen. Verstehst du, was das bedeutet? Ein Gehirn, das Maschinengewehre abfeuern, Laserstrahlen schleudern, Gegner niederwalzen kann, so wie andere Hirne den Impuls für ein Fingerschnippen geben! Dieses Wesen wird unbesiegbar sein. Niemand ist ihm gewachsen. Niemand…«

»Du hast…«

»Noch nicht«, lächelte Calgaro. »Noch habe ich der Maschine kein Gehirn gegeben. Aber ich werde es tun. Bald, Alban. Sehr bald…«

Marric wurde weitergeschleift, ehe er den Sinn der Worte richtig erfassen konnte. In seinem Kopf drehte sich alles. Eine neue Tür, eine neue Schwelle! Licht blendete ihn, eine stärkere, strahlendere Helligkeit, und er mußte die Augen schließen, weil sich der hämmernde Schmerz in seinem Kopf zum Stakkato steigerte.

»Der Operationssaal«, hörte er Calgaros Stimme. »Er ist erstklassig eingerichtet, wie du siehst, selbst für schwierigste neurochirurgische Eingriffe. Neurochirurgie war mein Fachgebiet, ehe man mir die Zulassung entzog, aber das weißt du ja alles…«

Marric nickte mechanisch.

Ja, er wußte es. Jordan Calgary war ein blendender Gehirnchirurg gewesen – zu blendend. Er hatte Leben gerettet, hatte schwierigste Tumoroperationen gewagt, hatte gemeingefährliche Geisteskranke zu friedlichen, glücklichen Menschen gemacht und einmal etwas getan, das er den Versuch der Persönlichkeitsumwandlung nannte und das seine Karriere zerstörte. Schon damals war diese Besessenheit in ihm gewesen, die nach dem Unmöglichen griff. Schon damals! Marric fragte sich, wieso er den verbrecherischen Wahnsinn in diesem Menschen nicht viel früher gespürt hatte, und als er den Kopf hob, waren seine Augen dunkel vor Bitterkeit.

»Was hast du vor, Jordan?« fragte er heiser.

Calgaro lächelte. Ein kaltes, ausdrucksloses Lächeln.

»Zunächst einmal werde ich meine Dienerinnen schicken, damit sie diesen jungen Bengel zum Schweigen bringen«, sagte er. »Und dann operiere ich dich, Alban. Du wirst bleiben, wer du bist. Aber du wirst mir nie mehr gefährlich werden…«

***

Gegen zweiundzwanzig Uhr herrschte in der Gaststube des Hotels nur noch mäßiger Betrieb.

Nicole war früh zu Bett gegangen, weil die Reise sie angestrengt hatte. Auch der Professor fühlte sich müde, aber stärker als alles andere war die seltsame innere Unruhe, die ihn in diese kleine Stadt getrieben hatte und ihn jetzt dazu brachte, noch einmal das Hotelzimmer zu verlassen, um ein paar erste Erkundigungen

einzuziehen.

Im Gastraum verbreitete ein Kaminfeuer behagliche Wärme. Ein paar junge Paare unterhielten sich bei Cola und Bier, am Stammtisch spielte ein halbes Dutzend kräftiger, handfest aussehender Männer Karten. Der Wirt spülte Gläser, ein hagerer, schweigsamer Mann mit freundlichen braunen Augen, und das Mädchen mit der kastanienfarbenen Pagenfrisur, das an den Tischen bediente, sah ihm so ähnlich, daß es nur seine Tochter sein konnte.

Zamorra suchte sich einen Platz und bestellte Bourbon Soda – den Whisky pur, ohne Eis, das Sodawasser mit einem separaten Glas dazu. Das Mädchen wiederholte »ohne Eis«, als könne sie es nicht glauben, lächelte dann und servierte wenig später das Gewünschte.

Zamorra bedankte sich.

»Eine Frage, bitte«, sagte er, als das Girl sich schon wieder abwenden wollte.

Sie hob die Brauen. Schmale, geschwungene Brauen über ausgesprochen hübschen hellbraunen Augen, wie der Professor feststellte.

»Ich kenne mich hier nicht aus«, sagte er. »Ich suche einen gewissen Jim Coltrane. Wissen Sie zufällig seine Adresse?«

Auf der glatten Stirn des Mädchens erschien eine Falte.

Sie zögerte. Über ihr Gesicht glitt eine rasche Folge wechselnden Ausdrucks – Skepsis, eine Mischung aus Unwillen und leisem Schrecken, aber auch Neugier.

»Merkwürdig«, murmelte sie. »Sie sind schon der zweite.«

»Der zweite?«

»Der zweite Fremde, der nach Jim fragt«, präzisierte sie. »Der erste hat ihn hier im Restaurant getroffen – ich kam gerade herunter, als er wegging.« Sie stockte und schien sich klarzuwerden, daß sie die Frage noch nicht beantwortet hatte. »Jim und ich sind verlobt, deshalb interessiere ich mich dafür. Ich bin Jessica Havilland.«

»Mein Name ist Zamorra«, sagte der Professor. Aus einem Impuls heraus fügte er hinzu: »Ich bin Wissenschaftler. Parapsychologe, wenn Sie sich darunter etwas vorstellen können.«

Sie nickte langsam. Ihre braunen Augen wirkten unruhig.

»Dann glauben Sie es also auch?« fragte sie zögernd.

»Was, bitte?«

»Was Jim erzählt! Diese merkwürdige Sache mit seiner Schwester…«

Sie stockte. Ihr Blick flog zu einem der Nachbartische, wo jemand nach ihr winkte, und sie biß sich auf die Lippen. »Ich kann jetzt nicht reden«, murmelte sie. »In einer halben Stunde habe ich Feierabend. Treffen wir uns auf dem Parkplatz?«

»Einverstanden. In einer halben Stunde.«

Das Mädchen wandte sich ab. Rasch ging sie zwischen den Tischen

hindurch. Sie hatte eine gute Figur, nicht aufreizend sexy, aber schlank, sportlich und wendig. Einen Moment lang blickte Zamorra ihr nach, dann leerte er sein Glas, schob seinen Stuhl zurück und bat den Wirt, den Whisky auf die Rechnung zu setzen.

In seinem Zimmer verbrachte er nur wenige Minuten.

Draußen regnete es immer noch, der Wind peitschte welke Blätter über die Straße. Zamorra schlüpfte in seine gefütterte Armyjacke und zog sich die Kapuze über den Kopf. Erneut verließ er das Zimmer, nahm diesmal den Hinterausgang und erreichte mit wenigen Schritten den hoteleigenen Parkplatz.

Während er wartete, rauchte er in aller Ruhe zwei Zigaretten und dachte nach. Vor allem das Auftauchen Alban Marrics beschäftigte ihn. Bei den beiden flüchtigen, zufällig zustande gekommenen Begegnungen mit dem Magier hatte er spontane Sympathie empfunden, daran erinnerte er sich noch genau. Marric war eine faszinierende Persönlichkeit, ein schillernder, zwielichtiger Charakter – und alles in allem ein Mann von reichlich zweifelhaftem Ruf. Zamorra kannte ihn nicht gut genug, um beurteilen zu können, was hinter diversen Gerüchten steckte. Aber er hatte zu Marric von Anfang an eine Art innere Verwandtschaft gespürt, er glaubte zu wissen, daß dieser Mann weder ein Scharlatan war noch zu den Besessenen gehörte, die ihren Forschungen schließlich das eigene Gewissen opfern, und er fragte sich, was der Magier wohl in einem Nest wie Redhorn suchen mochte.

Hatten ihn vielleicht ähnliche Gründe hierhergeführt wie Zamorra selbst?

War er möglicherweise ein Verbündeter? War er…

Ein Schatten tauchte auf. Schritte näherten sich, die Wagentür wurde geöffnet, und Jessica Havilland glitt auf den Beifahrersitz, ehe Zamorra Anstalten machen konnte, ihr zu helfen.

Sie trug einen grünen Lackmantel und einen Regenhut. Die kastanienbraunen Ponyfransen klebten ihr feucht in der Stirn, an den langen, gebogenen Wimpern hingen ein paar glitzernde Tropfen. Sie lächelte – aber in der Haltung, mit der sie sich auf den Sitz kauerte und die Knie mit den Händen umfaßte, lag mißtrauische Spannung.

Zamorra bot ihr eine Zigarette an. Sie akzeptierte, ließ sich Feuer geben. Nach ein paar Zügen entspannte sie sich etwas, und durch die zerfasernden Rauchringe hindurch suchte sie Zamorras Blick.

»Ich habe Angst um Jim«, sagte sie leise in einem fast bittendem Ton. »Er hing an seiner Schwester, und er hat sich förmlich in den Gedanken verbissen, sie wiederzufinden. Dabei scheint er die Fähigkeit verloren zu haben, vernünftig zu denken. Haben Sie in der Zeitung von der Geschichte gelesen?«

Zamorra nickte nur. Jessicas Blick hing nach wie vor an seinem

Gesicht.

Eben noch war sie hellwach und mißtrauisch gewesen, hatte ihn abzuschätzen, zu ergründen versucht – doch jetzt spürte er ihr erwachendes Vertrauen.

Sie zog an ihrer Zigarette und seufzte leicht.

»Jim hat sich an die Presse gewandt, als die Polizei nichts mehr unternahm«, sagte sie. »Und die Zeitungsleute sind ja immer sehr interessiert, wenn sie irgendwo einen Skandal wittern. Dabei gibt es gar keinen Anlaß für einen Skandal. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Polizei alles getan hat, was sie überhaupt tun konnte.«

»Und Jim?« fragte der Professor.

Jessica hob die Schultern. »Ich weiß nicht recht. Er glaubt offenbar, daß mehr dahintersteckt, vielleicht ein groß angelegtes Verbrechen oder…«

»Ja?«

»Irgend etwas anderes, Geheimnisvolles.« Jessica nagte an der Unterlippe und suchte nach Worten. »Die Leute hier sind abergläubisch«, fuhr sie zögernd fort. »Vor allem die Älteren. Sie glauben zum Beispiel, daß es in dem alten Herrenhaus auf dem Hügel nicht ganz geheuer ist. Jim hat immer darüber gelacht – früher. Jetzt scheint er die alten Geschichten ernst zu nehmen. Ich weiß, es klingt unwahrscheinlich, aber…«

»Nicht unwahrscheinlicher als die Annahme, daß drei junge Mädchen einfach ohne jeden Grund verschwunden sind«, sagte Zamorra ruhig.

»Sie glauben…«

Jessica stockte. Sie starrte den Professor sekundenlang an. Ihre braunen Augen hatten sich verdunkelt. Unsicherheit und Furcht flackerten darin, und erst nach einem tiefen Atemzug schien sie sich wieder zu fangen.

»Ich weiß selbst nicht mehr, was ich, denken soll«, sagte sie leise.

»Am besten ist es, wenn Sie mit Jim selbst sprechen. Ich wollte gerade zu ihm. Wenn Sie mitkommen möchten?«

Zamorra nickte.

Er ließ sich den Weg beschreiben, fuhr an, und wenig später rollte der schwarze Cadillac vor einem zweistöckigen Holzhaus am Ende der Hauptstraße aus.

Jim Coltrane bewohnte ein Zimmer mit separatem Eingang in einem flachen Anbau. Fichten und Kiefern säumten den Weg, der am Haus vorbei in den Garten führte. Jessica ging voran, Zamorra folgte ihr, und sein Blick glitt mit gewohnter Vorsicht in die Runde.

Kahle Obstbäume, eine Rasenfläche, Beerenhecken. Der Garten grenzte an andere, ähnliche Grundstücke, ein niedriger Zaun umgab ihn. Die Bewohner des Hauses – Verwandte von Jim, wie Jessica erzählt hatte – schienen schon zu schlafen, aber hinter den Fenstern

des Anbaus brannte noch Licht.
Jessica klingelte. Ein Glockengong schlug an. Zamorra identifizierte die ersten Takte von »America«, aber hinter der Tür blieb alles genauso still wie vorher.
Jessica klingelte noch einmal – mit dem gleichen Ergebnis. Nichts rührte sich, auch nicht beim dritten und vierten Versuch. Das Mädchen ließ die Hand sinken, trat einen halben Schritt zurück und runzelte verständnislos die Stirn.
»Aber er muß da sein«, sagte sie. »Wir waren doch verabredet. Ich komme jeden Abend hierher. Jim würde mich nicht einfach sitzenlassen.«
»Außerdem brennt das Licht«, stellte Zamorra fest. Er sprach knapp und sachlich und versuchte, die bohrende Unruhe zu ignorieren. »Haben Sie einen Schlüssel?«
Jessica nickte.
Auch sie schien sich jetzt Sorgen zu machen. Rasch ließ sie ihre Handtasche aufschnappen, wühlte nach dem Schlüssel, aber sie kam nicht mehr dazu, ihn herauszuholen.
Ein Schrei gellte auf.
Kurz, abgehackt…
Etwas polterte zu Boden, ging klirrend in Scherben, und dann schnitt ein Geräusch durch die Stille, das Zamorra sofort als den dumpfen Knall einer schallgedämpften Pistole identifizierte.
Er zuckte zusammen.
Hart packte er Jessicas Arm und schob sie zur Seite. »Sie bleiben hier! Rühren Sie sich nicht von der Stelle!«
»Aber…«
»Sie bleiben hier! Seien Sie vernünftig, bitte! Kauern Sie sich dicht auf den Boden!«
Er warf ihr noch einen kurzen, beschwörenden Blick zu, dann ließ er sie los. Rasch trat er zurück, nahm Anlauf und warf sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die geschlossene Haustür.
Holz splitterte.
Schon beim ersten Versuch wurde die Tür aus den Angeln gerissen. Krachend fiel sie in die Diele. Zamorra stolperte, verlor das Gleichgewicht und prallte mit der Schulter gegen die Kante eines niedrigen Garderobenschrankes.
Sofort schnellte er wieder hoch.
Im Haus war es still – eine seltsam atemlose Stille. Der Professor lauschte sekundenlang, dann griff er mechanisch nach der Smith&Wesson unter seiner Achsel, huschte zu der offenen Verbindungstür und spähte vorsichtig um die Ecke.
Das Bild das sich ihm bot, ließ fast seinen Atem stocken.
Jim Coltrane lag auf dem Teppich – jedenfalls nahm Zamorra an, daß

es sich um Jim Coltrane handelte. Der Junge war bewußtlos oder tot: Blut lief über sein Gesicht, er hatte sich zusammengekrümmt und den rechten Arm ausgestreckt, als ob er nach einem Halt suche. Ein Mädchen kauerte neben ihm – blond, helläugig.

Zwei andere Girls standen an der rechten Seite des Zimmers, eine von ihnen hielt noch die klobige Pistole in der Rechten, und wie auf ein geheimes Kommando fuhren sie zu Zamorra herum.

Nur für die Dauer einer Sekunde starrten sie ihn an.

Eine Sekunde, die ihm genügte, um sich ihre Gesichter einzuprägen. Die Blondine mußte Claire Coltrane sein. Das rassige rothaarige Mädchen mit der Mannequinfigur Anabel Verton. Und ein schwarzhaariges Girl mit klassischen Zügen, großen dunklen Augen und…

Sie war es, die die Pistole hielt.

In einem Winkel seines Hirns registrierte Zamorra, daß sie in der Zeitungsmeldung als Maria Benetti bezeichnet worden war. Ihr Gesicht wirkte starr, vollkommen unbewegt. Sie schwang herum, ihr Finger krümmte sich, und gleichzeitig spürte der Professor die Bewegung hinter sich.

Jessica!

Sie war ihm gefolgt trotz seiner Warnung. Ihre Augen weiteten sich, ein heiserer Schrei kam über ihre Lippen, aber das hörte Zamorra, ohne es wirklich wahrzunehmen.

Das schwarzhaarige Girl überzog den Druckpunkt.

Plopp, machte es.

Und noch einmal: Plopp, plopp, plopp.

Sekundenbruchteile vorher war Zamorra herumgefahren.

Seine Faust traf Jessicas Schulter, stieß sie zurück in die Diele. Sie schrie, aber er hörte es kaum. Noch in der Bewegung ließ er sich fallen. Glutheiß streifte ihn etwas am Kopf, und zwei Herzschläge lang drehte sich alles um ihn, bevor ihm bewußt wurde, daß er immer noch den 38er umklammerte.

Er warf sich herum.

Undeutlich sah er die Gestalt des Girls über sich. Schwarzes Haar fiel ihr in die Stirn, ihre Augen gleißten – und ihr Finger krümmte sich erneut über dem Abzug.

Zamorra schoß.

Er hatte keine Wahl, er mußte feuern, wenn er sich nicht abknallen lassen wollte. Sein Schuß peitschte. Im Bogen flog die Pistole mit dem Schalldämpferaufsatz durch die Luft und schepperte gegen die Wand. Das Girl stand starr da. Sie schrie nicht, sie stöhnte nicht – sie blickte nur mit einem seltsam erstaunten, ausdruckslosen Blick auf ihre Hand, von der dunkles Blut auf den Teppich tropfte.

Zamorra wollte aufspringen, doch er schaffte es nicht.

Nur für Sekunden hatte er nicht auf die beiden anderen Mädchen geachtet, und diese Sekunden genügten. Wie fauchende Raubkatzen sprangen die Girls ihn an.

Claire Coltrane traf seine Schläfe mit der gestreckten Handkante, er wurde zurückgeworfen, und im nächsten Moment war Anabel Verton über ihm und versuchte, ihm ihre langen lackierten Fingernägel durch das Gesicht zu ziehen.

Er riß den Kopf weg.

Anabels Hände glitten ab. Aber ihr Gewicht nagelte Zamorra für Sekunden am Boden fest, und das zweite Girl schaffte es, ihm den 38er aus den Fingern zu treten. Wenn sie sich bückte, die Waffe an sich brachte und schoß…

Zamorra begriff, daß er es sich einfach nicht leisten konnte, irgendwelche Rücksichten zu nehmen.

Er riß den Arm hoch, schlug zu. Seine Handkante traf Anabel in die Seite, gleichzeitig spannte er die Muskeln und drehte sich aus der Hüfte heraus weg.

Der Ruck reichte aus, um das Girl zur Seite zu schleudern. Zamorra schnellte herum, wollte hochkommen – und sah gerade noch, wie sich Claire Coltrane ein paar Yards von ihm entfernt nach der Waffe bückte.

Er sprang aus der Hockstellung.

Claire schaffte es noch, die Finger um den Revolver zu schlagen, aber ehe sie ihn hochreißen konnte, traf Zamorras Schulter sie in Höhe der Knie. Auch sie schrie nicht, blieb genauso stumm wie die anderen. Sie taumelte, verlor das Gleichgewicht, fiel auf den Rücken, und ihre Hand schlug so hart gegen die Kante eines umgestürzten Stuhls, daß sie den 38er nicht festhalten konnte.

Die Waffe fiel auf den Teppich und schlitterte unter das Bett.

Zamorra sprang auf.

Das heißt: Er wollte aufspringen. Noch in der Bewegung sah er, daß sich Maria Benetti wieder gefangen hatte und einen schweren Kristallascher hochriß.

Das Ding sauste durch die Luft.

Lichtreflexe sprühten auf den geschliffenen Flächen. Zamorra hob die Arme, wollte ausweichen, zur Seite wegtauchen, aber die Aktion kam so überraschend, daß er es nur noch halb schaffte.

Der Aschenbecher streifte ihn.

Im ersten Moment glaubte er, das Ohr werde ihm abgerissen. In seinem Schädel schien es eine Explosion zu geben. Er taumelte, hielt sich irgendwo fest, und für ein paar Sekunden sah er nichts als sprühende Funken und rote, wabernde Schleier.

Schritte drangen an seine Ohren.

Undeutlich hörte er das Klirren der Fensterscheibe, das Rascheln von

Kleidungsstücken, Kies knirschte, jemand schien jenseits des Fensters auf dem Gartenweg zu landen, und als Zamorra die Augen aufriß, sah er gerade noch einen huschenden Schatten.

Claire Coltrane.

Sie schwang sich auf die Fensterbank, glitt durch die zerbrochene Scheibe nach draußen. Die beiden anderen hatten es bereits geschafft. Sie rannten über den Vorplatz, der feine Kies spritzte unter ihren Schuhen. Als Zamorra das Fenster erreichte, schlugen bereits die Zweige des Gebüschs hinter den Flüchtenden zusammen.

Der Professor keuchte.

Alles in ihm drängte danach, die Verfolgung aufzunehmen, aber er kämpfte den Impuls nieder. Ein Blick zeigte ihm, daß Jim Coltrane immer noch reglos am Boden lag. Er war verletzt. Wie schwer verletzt, konnte Zamorra nicht entscheiden, doch er wußte, daß er gar keine andere Wahl hatte, als sich zunächst einmal um den Jungen zu kümmern.

Mit einem tiefen Atemzug wandte er sich ab und durchquerte das Zimmer.

Neben Jim ging er in die Hocke. Der Junge atmete flach und schnell. Vorsichtig schob Zamorra die Hand unter die Schulter des Bewußtlosen, drehte ihn behutsam auf den Rücken und stützte seinen Kopf mit dem Unterarm.

Jim stöhnte leise.

Seine Haut war wachsbleich, die Lider flatterten, aber auf den ersten Blick konnte der Professor keine bedrohliche Verletzung erkennen. Von einer Schramme an der Stirn des Jungen lief Blut über das Gesicht, seine Brauen waren verklebt und…

Zamorra blickte auf, weil er eine Bewegung wahrgenommen hatte.

Jessica lehnte im Türrahmen – schwankend, aber offenbar unverletzt. Ihre Augen waren weit aufgerissen, hingen voller Entsetzen an der reglosen Gestalt ihres Verlobten, und ihre Stimme zitterte.

»Ist er – ist er…?«

Zamorra zwang sich zu einem beruhigenden Lächeln. »Nur ein Streifschuß. Er wird sich bestimmt sehr schnell erholen, darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.« Er stockte und sah sie voll an. »Haben Sie eines von den drei Mädchen erkannt, Jessica?«

Sie atmete tief durch.

Mit einer fahrigen Geste rieb sie sich über die Stirn und nickte.

»Alle drei«, sagte sie. »Jims Schwester Claire, Anabel Verton und Maria Benetti. Ich kann es selbst kaum glauben, aber ich schwöre, daß es wahr ist…«

***

Das Erwachen war wie das Emportauchen aus einem Meer voller

dunkler Visionen und Schrecknisse.

Alban Marrics Bewußtsein kämpfte sich mühsam durch die schwarzen Wogen, die ihn immer wieder mitzureißen drohten. Er glaubte zu schwimmen, zu schweben. Eine Art körperlose Leichtigkeit vermittelte ihm für einen Moment das Gefühl trügerischen Wohlbefindens. Dann setzten Schmerzen ein, aber sie waren seltsam fern, nicht genau zu bestimmen.

Irgendeine Kraft, die tiefer wurzelte als Gefühl und Gedanke, ließ den Magier spüren, daß etwas Ungeheueres mit ihm geschehen war, und die Angst überflutete ihn, noch ehe er auch nur einen Splitter der Wahrheit begriffen hatte.

Er versuchte, die Augen zu öffnen.

Licht blendete ihn, schien wie mit hellen spitzen Pfeilen durch den Spalt seiner Lider zu dringen, doch nach ein paar Minuten gewöhnte er sich daran. Die roten Schleier um ihn wurden durchsichtig. Er erkannte kahle Wände, feucht schimmernde Steinquader, und er nahm eine Art Schattenwolke wahr, die sich nach und nach zu einer Gestalt verdichtete.

Giordano Calgaro…

Aber ein verwandelter Calgaro, eingehüllt wie eine Art Mumie.

Marric sah den langen weißen Kittel, eine eng um den Schädel liegende weiße Haube, wie sie Chirurgen benutzten, und etwas an diesem Anblick weckte Widerhall in seinem fiebernden Hirn.

Der Operationssaal!

Sie hatten ihn festgeschnallt, betäubt. Calgaro wollte eins seiner verbrecherischen Experimente machen. Marric erinnerte sich, daß ihn die Narkose in einen Abgrund aus Angst und hilflosem Grauen gestürzt hatte, und die Erkenntnis, daß die Operation vorbei sein mußte, daß nichts mehr rückgängig gemacht werden konnte, was immer es war, traf seinen Geist mit der Wucht einer Lawine.

Er starrte Calgaro an. Die gelben Augen glitzerten. Mit einer raschen Bewegung hob er die Hand und zog sich die Haube von dem kahlen Schädel.

»Nun?« fragte er gedehnt.

Marrics Lippen waren trocken. Er öffnete sie und befeuchtete sie mit der Zunge.

»Was hast du mit mir gemacht?« krächzte er.

Calgaro lächelte. Seine Stimme klang kalt, sachlich, gefühllos.

»Zunächst noch nicht viel, Alban. Ich habe dich von deinem Körper befreit, jedenfalls von dem größten Teil deines Körpers. Ursprünglich wollte ich dein Gehirn isolieren, aber dann habe ich mich dafür entschieden, vorerst noch die sinnliche Wahrnehmung zu erhalten. Du kannst hören, sehen, fühlen…«

Er sprach weiter. Aber Marric hörte nicht. Seine Gedanken jagten.

Er begriff nicht. Er konzentrierte sich, er versuchte, die Bedeutung der Worte zu verstehen – und tief in ihm erwachte die erste winzige Flamme eines Grauens, das er nicht wahrhaben wollte.

Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Er wollte ihn wegwischen, hob die Hand und…

Da war keine Hand!

Der Befehl seines Hirns ging ins Leere. Marric schloß die Augen, öffnete sie wieder, wollte den Kopf senken – und merkte, daß er aus irgendeinem Grund nicht dazu in der Lage war.

Er preßte die Lippen zusammen.

Das Grauen wuchs, flutete gegen die Schranken der Beherrschung.

Marric bewegte die Augen, blickte so weit wie möglich nach unten und erfaßte die Kante eines merkwürdigen gläsernen Sockels, der knapp unter seinem Kinn begann, seinen ganzen Körper umgab.

Körper?

Marrics Blick zuckte hoch, begegneten den gelben Augen seines Peinigers. Giordano Calgaro lächelte. Rasch trat er einen Schritt zur Seite, glitt an die Seitenwand des Raumes heran – und erst jetzt gewahrte Marric den mannshohen Spiegel, der an den feuchten Steinquadern lehnte.

Calgaro hob das schwere Ding mit einer Kraft hoch, die man seinem hageren Körper kaum zutraute. Ohne ersichtliche Mühe schleppte er den Spiegel quer durch den Raum und stellte ihn so auf, daß Marric sich sehen konnte.

Sich – oder das, was ein wahnsinniger Verbrecher aus ihm gemacht hatte.

Marrics Augen schienen von innen her zu erstarren.

Er blickte in den Spiegel.

Sah sein Gesicht, den Kopf mit dem weißen Haar, die vertrauten Züge.

Und darunter einen würfelförmigen Sockel, hinter dessen Glaswänden es nichts gab außer Drähten, Kontrollampen und ein paar Apparaturen.

Einen Sockel!

Mehr nicht? Keinen Körper, weder Arme noch Beine, noch Leib, noch…

Marrics Lippen öffneten sich. Eine einzige Sekunde verging zwischen der Erkenntnis der Wahrheit und der Gewißheit der Vernichtung, aber es war eine Sekunde, in der das Grauen einer Ewigkeit Raum hatte. Marric wollte schreien, doch seine Kehle war zugeschnürt. Er starrte in den Spiegel, er atmete schnell und kurz, und auf dem Höhepunkt des Entsetzens schien der Raum um ihn in einem weißglühenden Leuchten zu verschwinden, das aus den Tiefen seines Selbst kam, aus der lodernden Hölle, die sich in ihm aufgetan hatte und die alle

Empfindungen auslöschte.
Als sein Bewußtsein zurückkehrte, war Giordano Calgaro verschwunden.
Der Spiegel stand immer noch an der Wand: Dieser verdammte Spiegel, der in brutaler Deutlichkeit einen Glasbehälter mit Apparaten zeigte und einen isolierten menschlichen Kopf ohne Körper.
Marric starrte hinüber. Mit einem seltsamen Gefühl des Unwirklichen, als ob er das Bild in einem Buch betrachtete. Ein Kopf! Ein einzelner Kopf, in einer wahnsinnigen Operation vom Rumpf getrennt.
Schläuche, die einen künstlichen Blutkreislauf aufrecht erhielten und das Gehirn mit Sauerstoff versorgten. Sein Gehirn und seinen Kopf! Marric fragte sich, wieso er nicht wahnsinnig wurde, nicht vor Entsetzen längst den Verstand verloren hatte, und als er erneut in den Spiegel sah, kannte er die Antwort.
Er begriff nicht.
Er konnte die Wahrheit sehen und denken, vielleicht laut aussprechen, aber er konnte sie nicht wirklich begreifen. Kein Mensch konnte das. Denn kein Mensch war fähig, sich als das Wesen zu fühlen, das da im Spiegel zu sehen war, das unbegreiflicherweise immer noch lebte, immer noch dachte und unbegreiflicherweise immer noch menschliche Züge zeigte.
Marric schloß die Augen, öffnete sie wieder. Der Kopf im Spiegel tat das gleiche. Mit kalten, erloschenen Augen starrte der Magier sein Ebenbild an, und die Gedanken in seinem losgelösten Hirn bewegten sich tastend in die Zukunft.
Er war hilflos.
Bewegungsunfähig, an seinen Platz gebannt, auf immer Calgaros Willkür ausgeliefert. Das Gesicht im Spiegel verschwamm, Calgaros verzerrte Fratze schob sich dazwischen, und Marric glaubte wieder, die Worte des wahnsinnigen Arztes zu hören: »Du wirst zusehen, wie ich die Herrschaft über die Welt ergreife. Du wirst alles miterleben, alles…«
Ja, das war es. Calgaro haßte ihn. Er wollte ihm seine Macht demonstrieren, und er brauchte einen Zuschauer. Marrics Gedanken erstarrten, wurden zu Eis. Jetzt endlich begriff er, jetzt war er fähig, die Wahrheit wirklich zu erfassen, und in einer Art Explosion des Entsetzens wurde ihm bewußt, daß er nicht einmal auf die Erlösung des Todes hoffen konnte.
Er mußte weiterleben.
Weiterleben in einer Gestalt, die kein Mensch war, weniger als ein Krüppel, die genaugenommen nur noch ein gräßliches Präparat darstellte. Menschliches Bewußtsein, auf immer eingesperrt – in das enge Gefängnis eines knöchernen Schädels! Verdammt zum

Weiterexistieren! Verdammt, zu sehen, zu fühlen und zu denken, unfähig zur Flucht, unfähig, dem Grauen ein Ende zu machen und…

Marric stöhnte.

Für einen Moment verwirrte sich alles, schien sein fiebernder Geist die Grenze zu streifen, hinter der der Wahnsinn lag. Wie ein roter Vorhang senkte sich etwas um ihn herab, schien ihn einzuhüllen, ihn verschlingen zu wollen – und als der Augenblick vorbei war, der Wahnsinn zurückwich, hatte eine neue, andere Empfindung das Grauen abgelöst.

Haß war es.

Ein blinder, lodernder, aus Urtiefen emporsteigender Haß, der sein Bewußtsein überschwemmte und sein Hirn bis in den letzten Winkel füllte. Er fühlte ihn kommen. Für den Bruchteil einer Sekunde stemmte er die Schranke seiner Beherrschung dagegen. Er dachte an Calgaro. Er dachte an das, was dieser Teufel ihm angetan hatte – und die Schranke zerbrach und ließ die Flutwelle eindringen.

Der Haß nahm von ihm Besitz.

Und mit dem Haß kam eine Kraft, die schon immer in ihm geschlummert hatte, die er von jeher besaß und die niemals bis in ihre letzten Tiefen ausgelotet worden war.

Noch war er nicht verloren!

Noch hatte er Macht – die Macht seiner Augen, die Macht seiner Gedanken – und jene andere, dunkle Macht, die noch tiefer lag als all das andere.

Irgendwann würde Calgaro zurückkommen.

Er würde zurückkommen, er würde Marric gegenübertreten, von Angesicht zu Angesicht – und der Magier wußte, daß dann erst der Kampf begann, der erweisen würde, wer von ihnen beiden der Stärkere war…

***

Langsam drückte der Arzt den Kolben der Spritze nieder.

Sein gebräuntes, faltiges Gesicht unter dem rostfarbenen Haar wirkte konzentriert, und die Spannung löste sich erst, als er die Kanüle zurückzog und einen alkoholgetränkten Tupfer auf die Einstichstelle in der Armbeuge preßte.

Aufmerksam blickte er in Jim Coltranes blasses Gesicht hinunter.

Der Junge hatte ein mit Heftstreifen befestigtes Mullpolster an der Stirn, seine Lider waren geschlossen, sein Atem ging ruhig und regelmäßig. Der Arzt hob den Kopf, sah von Jessica zu Professor Zamorra hinüber und lächelte freundlich.

»Er wird bald wieder auf den Beinen sein«, sagte er. »Ich halte es für besser, wenn er diese Nacht hierbleibt – das dürfte ihm guttun.«

Zamorra nickte.

»Wann kann ich mit ihm sprechen?« erkundigte er sich.
»Nicht vor morgen früh. Ich denke, er ist dann wieder so weit hergestellt, daß ich ihn nach Hause schicken kann. Aber bis dahin braucht er Ruhe – nur Ruhe.«
»Selbstverständlich, Doktor. Vielen Dank für Ihre Mühe. Kommen Sie, Jessica?«
Das Mädchen atmete tief durch. Ein erleichtertes Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie sich noch einmal über Jim beugte und ganz sanft seine Wange berührte. Sie bedankte sich ebenfalls bei dem Arzt, dann verließen sie das Haus, liefen durch den prasselnden Regen bis zu dem Cadillac und fuhren ins Hotel zurück.
Eine halbe Stunde später lag Professor Zamorra ausgestreckt auf dem Bett in seinem Zimmer, blickte zu dem offenen Fenster hinüber, das sich als helleres Viereck in der Nacht abzeichnete, und beobachtete das schattenhafte Spiel der sich im Wind bauschenden Vorhänge.
Zamorra fand wenig Schlaf in dieser Nacht.
Er dachte an Jim Coltrane. An Jessica. An die drei verschwundenen Mädchen, die er offenbar bei dem Versuch gestört hatte, Jim zu ermorden.
Und er dachte an Alban Marric, den Magier, und wurde sich mit einer Mischung aus Verwunderung und hellsichtigem Schrecken bewußt, daß es unerklärlicherweise immer noch die Begegnung mit Marric war, die ihn mehr als alles andere beunruhigte…

***

Drei Meilen entfernt, im Keller von Farlund Castle, produzierte Alban Marrics isolierter Kopf noch immer Gedanken.
Das Licht in dem Verlies war erloschen. Zum erstenmal seit Stunden fühlte sich Marric körperlos, fühlte sich wirklich als das, was er war. Er grübelte. Haß trieb ihn, hatte den Schlaf verscheucht, verwandelte sein Gehirn in einen tödlich zielbewußten Computer. Er dachte und dachte, entwickelte Ideen und verwarf sie, tastete verbissen und geduldig die weiten Räume der Phantasie ab – und irgendwann flammte der Gedanke in ihm auf wie ein Blitzschlag.
Der Cyborg!
Dieser makabre Roboter, der künstliche Mensch, den Calgaro geschaffen hatte!
Eine Maschine ohne Hirn – ein Kopf ohne Körper.
War das die Lösung?
Alban Marrics Augen waren weit und ausdruckslos und starrten in die Dunkelheit…

***

Auch Jessica konnte nicht einschlafen.
Ihr Zimmer lag zur Straße hinaus. Sie hörte die Geräusche

vorbeifahrender Autos, ab und zu auch die Schritte von Gästen, die noch spät das Restaurant verließen. Einmal, als sie schon fast eingedämmert war, drang das geschmeidige Surren eines schweren Wagens in ihr Bewußtsein. Er stoppte ganz in der Nähe, der Motor verstummte, und im nächsten Moment raschelten Schritte im welken Laub.

Jessica runzelte die Stirn.

Sie fragte sich, wer das sein mochte. Das Hotel war längst geschlossen, das wußte sie, weil sie den Widerschein der beiden Reklamelaternen nicht mehr im Fensterviereck sah. Und in Redhorn pflegten sich die Leute im allgemeinen um diese Zeit nicht mehr auf der Straßen herumzutreiben. Einer von den Fremden? Vielleicht der Professor? Jessica zuckte die Achseln. Sie zog die Decke bis zum Kinn hoch, sie wollte sich auf die andere Seite drehen, um endlich einzuschlafen, doch dann stützte sie sich ruckartig auf den Ellbogen auf und lauschte unruhig.

Sie wußte selbst nicht genau, was ihre Neugier erregte.

Aus irgendeinem Grund hatte sie plötzlich das deutliche Gefühl, daß sich da unten auf der Straße etwas abspielte. Sie schlug das Laken zurück. Sekundenlang spielte sie mit dem Gedanken, ihren Vater zu wecken, doch dann schüttelte sie den Kopf, weil ihr bewußt wurde, daß es dafür nun wirklich nicht den geringsten vernünftigen Grund gab.

Sie schlüpfte in ihre Frotteesandalen, wickelte sich den Bademantel um die Schultern und trat ans Fenster.

Kalte Nachtluft traf ihre Haut. Sie schauerte leicht. Mit der Linken hielt sie den Bademantel unter ihrem Kinn zusammen, mit der Rechten tastete sie nach dem Fenstervorhang und schob ihn ein Stück beiseite.

Die Straße lag leer in der Dunkelheit, nur erhellt vom schwachen Widerschein einer Laterne, die in einiger Entfernung noch brannte.

Auf der anderen Seite wuchs die Silhouette des Kirchturms in die Höhe, der Platz davor wurde von den Kronen ausladender Linden beschattet. Das Kopfsteinpflaster schimmerte leicht im ungewissen Licht, zwischen den Baumstämmen ballte sich die Dunkelheit dicht und undurchdringlich wie schwarze Watte und…

Jessicas Augen verengten sich.

Da war ein Schatten, eine Gestalt!

Von dem Wagen, den sie gehört hatte, konnte das Mädchen keine Spur entdecken, aber sie sah ganz deutlich die Umrisse eines hageren Mannes, der am Rande des Kirchplatzes an einem Baumstamm lehnte, zu ihrem Fenster heraufblickte und…

Jessicas Finger verkrampften sich im Stoff des Vorhangs.

Eine dunkle Furcht regte sich in ihr, wie gebannt starrte sie zu der

Gestalt hinunter. Sie war ganz sicher, daß sie in der Dunkelheit das Gesicht des Mannes nicht erkennen konnte. Und dennoch glaubte sie, seine Augen zu sehen. Gelbe Augen! Augen, die sie unverwandt musterten, die über die Straße hinweg und durch das Fenster auf ihrem Gesicht hafteten, sie betrachteten, einschätzten und…

Unsinn, dachte das Girl. Ich bilde mir etwas ein! Das ist doch alles verrückt, das…

Sie wollte den Vorhang zurückschieben, sich abwenden, wieder zu Bett gehen, aber sie schaffte es nicht.

Immer noch sah sie zu dem Mann hinunter.

Sie spürte seinen Blick. Spürte ihn wie eine körperliche Berührung, wie eine unsichtbare Kraft, die gegen ihr Bewußtsein flutete. Irgend etwas entstand zwischen ihr und diesen gelben Augen. Etwas, das sie erschreckte. Das Furcht in ihr auslöste, ihre klare Überlegung verlöschen ließ und dem sie dennoch nicht entrinnen konnte.

Sie schluckte krampfhaft.

Noch einmal machte sie eine Bewegung, als wolle sie sich abwenden. Die gelben Augen hinderten sie. Sie spürte es, sie erschrak – aber es war ein seltsam ferner, bedeutungsloser Schrecken.

Als sei sie an einen Stromkreis angeschlossen, so fühlte sie sich plötzlich mit der dunklen Gestalt dort unten verbunden. Sie kannte den Mann nicht. Aber sie wußte, daß sie auf ihn gewartet hatte, daß sie sich anziehen mußte, hinuntergehen und…

Hinuntergehen?

Für den Bruchteil einer Sekunde kam Jessica wieder zu sich. Ihre Augen weiteten sich. Mit erschreckender Klarheit wurde ihr bewußt, daß sie nicht nachts ihr Zimmer verlassen konnte, um zu einem Fremden zu gehen, daß sie im Begriff war, etwas vollkommen Verrücktes zu tun – aber der Moment verging so schnell, wie er gekommen war.

Jessica drehte sich um.

Rasch kleidete sie sich an, schlüpfte in Strümpfe und Schuhe, zog eine Windjacke über. Einen Moment lang blieb sie reglos stehen, mit gespanntem Gesicht, als lausche sie auf eine ferne Melodie, die nur sie hören konnte, dann wandte sie sich ab und verließ das Zimmer mit den starren, staksigen Schritten einer Marionette.

Sie ging die Treppe hinunter.

Sekundenlang lauschte sie auf die Geräusche des schlafenden Hauses, bevor sie die Hintertür öffnete. Der Regen hatte aufgehört, die Luft war so kalt, daß der Atem in weißen Dunstwolken stehenblieb. Jessica huschte durch den Garten, gelangte auf die Vorderfront des Hotels und öffnete hastig das Gartentor.

Ihr Blick haftete an dem Schatten auf der anderen Straßenseite, als sie die Fahrbahn überquerte.

Der Mann wartete schweigend und reglos. Seine gelben Augen sahen Jessica unverwandt an. Das Mädchen spürte den Blick, spürte ihn brennender und intensiver mit jedem Schritt, den sie machte, und ein paar Yards vor dem Fremden blieb sie stehen.

Jetzt konnte sie auch sein Gesicht erkennen.

Ein bleiches knochiges Gesicht. Dünne Lippen, ein langer kahler Schädel, der an einen Totenkopf erinnerte, aber Jessica fühlte bei dem Anblick keinen Schrecken.

Der Fremde lächelte.

»Komm«, sagte er sanft. »Mein Wagen steht da drüben. Komm mit mir…«

Jessica nickte.

Sie empfand weder Angst noch Verwirrung. Sie mußte mit ihm gehen. Sie wußte es, wußte, daß es nicht anders sein konnte und es war die selbstverständlichste Sache der Welt, daß der Fremde mit einer ruhigen Bewegung ihren Arm ergriff und sie ganz langsam in die abgrundtiefe Dunkelheit zwischen den Bäumen führte…

***

Zamorra fragte am nächsten Morgen vergeblich nach Jessica.

Ihr Vater sah in ihrem Zimmer nach, aber er war nicht sonderlich beunruhigt darüber, sie nicht zu finden. Vermutlich sei sie bereits fort, um nach Jim Coltrane zu sehen, meinte er. Zamorra fand diese Annahme ebenfalls einleuchtend, und er unterdrückte die aufkeimende Unruhe, während er zusammen mit seiner Sekretärin das Frühstück einnahm.

Nicole rührte nachdenklich in ihrer Kaffeetasse, während ihr Chef berichtete. Noch vor ein paar Stunden hatte sie geglaubt, daß der Besuch in Redhorn mehr oder weniger ein Schlag ins Wasser werden würde – jetzt war sie nicht mehr so sicher. Daß die drei Mädchen, von denen nach Meinung der Polizei zwei von zu Hause ausgerissen sein mußten und die dritte vielleicht einem Verbrechen zum Opfer gefallen war, alle gemeinsam in Redhorn auftauchten, daß sie sofort wieder spurlos verschwanden und daß sie offenbar versucht hatten, Jim Coltrane zu töten – diese Tatsachen sprachen für sich.

Nicole nestelte eine Zigarette aus der Packung, ließ sich Feuer geben und blies Rauchringe in die Luft.

»Ein glatter Mordversuch«, sagte sie langsam. »Offenbar wollen die drei Mädchen unter allen Umständen verhindern, daß man ihnen nachspürt.«

»Nicht sie selbst«, warf Zamorra ein. »Ich bin hundertprozentig sicher, daß sie alle drei während der Tat unter einer Art Hypnose standen. Jemand hat sie geschickt, soviel steht fest.«

Nicole ließ die glühende Spitze ihrer Zigarette auf und nieder

wippen.
»Ob dieser Magier dahintersteckt?« fragte sie. »Marric?«
»Das kann ich einfach nicht glauben. Zweifellos beherrscht er die Technik der Hypnose, aber er ist kein Verbrecher.«
Nicole hob den Kopf, wollte etwas sagen – doch dann verzichtete sie darauf. Sie wußte, daß sich ihr Chef in der Beurteilung von Menschen nur äußerst selten irrte. »Und was machen wir jetzt?« fragte sie.
»Wir sprechen mit Jim Coltrane. Er muß auf eine heiße Spur gestoßen sein, vielleicht, ohne es zu wissen.«
Nicole war der gleichen Ansicht.
Sie drückte ihre Zigarette aus und stand auf. Zamorra erhob sich ebenfalls. Ein paar Minuten später saßen sie bereits in dem gemieteten Cadillac, rollten über die Hauptstraße und stellten dabei fest, daß die meisten Pfützen auf der Fahrbahn über Nacht getrocknet waren.
Zamorra stoppte zunächst vor dem Haus des Arztes. Er erfuhr, daß Jim schon wieder zu Hause sei. Sie fuhren weiter, fanden einen Parkplatz in der Nähe von Jims Adresse, und nach ein paar Schritten standen sie vor der Tür des flachen Anbaus, in dem der Junge wohnte.
Jim öffnete sofort. Er sah noch etwas blaß aus, hatte sich aber gut erholt. Zamorra übernahm die Vorstellung, dann ergriff er Nicoles Arm und führte sie hinter Jim in das kleine behagliche Zimmer, in dem nur wenige Spuren getrockneten Blutes auf die Ereignisse der vergangenen Nacht hinwiesen.
Jessica war nicht da.
Zamorra fragte nach ihr, aber Jim erklärte, daß er seine Verlobte heute noch nicht gesehen habe. Der Professor spürte einen leisen Stich der Sorge. Wohin konnte Jessica gegangen sein, wenn sie sich weder hier noch zu Hause aufhielt? Einkaufen? Besorgungen erledigen? Und das, ohne sich vorher auch nur nach Jims Befinden zu erkundigen? Zamorra fühlte die Unruhe heftiger denn je in sich aufsteigen, doch er verzichtete vorerst darauf, etwas darüber zu sagen.
Jim bot Tee, Limonade und Chips an, offenbar in dem Bemühen, die Gastfreundlichkeit zu zeigen, die bei einem Junggesellen möglich war. Er wußte, daß das Eingreifen des Professors ihm vermutlich das Leben gerettet hatte. Er schien Vertrauen zu Zamorra gefaßt zu haben, und er fragte nicht viel, sondern erzählte von Anfang an alles, was er wußte.
Nicole und Zamorra hörten zu – der Professor in wachsender Erregung. Er zündete sich bereits die dritte Zigarette dieses Tages an, obwohl er sonst fast nur Pfeife rauchte, lehnte sich zurück und versuchte, aus Jims Bericht die richtigen Schlüsse zu ziehen.
»Also, fassen wir noch einmal zusammen«, sagte er knapp. »In der Nähe von Farlund Castle wurde Anabel Vertons Wagen gefunden, und in der Nähe von Farlund Castle trafen Sie auch Ihre Schwester und die

beiden Männer, die Ihnen so merkwürdig vorkamen.« Er machte eine Pause und streifte die Asche seiner Zigarette ab. »Halten Sie es für möglich, daß die beiden Burschen zum Personal des Hauses gehören?«

Jim zuckte die Achseln. »Möglich ist es schon – obwohl ich mir nicht vorstellen kann, daß Dr. Calgaro zwei Diener beschäftigt. Er gilt als Sonderling.« Und nach einem kurzen Zögern: »Vielleicht sind es Freunde von ihm. Sie wirkten jedenfalls ziemlich sonderbar. Aber – aber das würde heißen, daß Dr. Calgaro etwas mit dem Verschwinden von Claire und den anderen zu tun hat und…«

»Vorerst ist das eine reine Theorie«, warnte der Professor. »Es kann sich auch um einen Zufall handeln – Farlund Castle ist ja sicher nicht das einzige Haus weit und breit.«

»Sicher nicht. Aber andererseits kam da dieser Mr. Marric…«

»Ja?«

Jim kaute an der Unterlippe. Er schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Mr. Marric schien Dr. Calgaro zu kennen«, sagte er schließlich. »Er – er schien ziemlich erschrocken, als ich den Namen erwähnte. Oder vielleicht ist erschrocken nicht der richtige Ausdruck. Er schien überrascht zu sein. Und irgendwie zufrieden! So, als sei Dr. Calgaro ein Mann, den er schon lange suchte…«

Zamorra nickte langsam.

Allmählich nahmen seine Schlußfolgerungen Gestalt an. Alban Marric mußte tatsächlich aus einem ähnlichen Grund nach Redhorn gekommen sein wie er selbst. Auch der Magier hatte sich als erstes an Jim Coltrane gewandt. Aber Marric wußte bereits mehr, er kannte Dr. Calgaro, er…

»Was werden Sie jetzt tun, Sir?« wollte Jim wissen.

Der Professor überlegte einen Moment. Er mußte sich um Calgaro kümmern, mußte versuchen, Marric zu finden und gleichzeitig für Jim Coltranes Sicherheit sorgen. Zamorras Blick glitt zu Nicole hinüber. Sie verstand sofort und nickte zustimmend.

Nicole Duval war nicht erst seit gestern Zamorras Sekretärin.

Sie hatte sich damit abgefunden, daß sich ihr Chef nicht mehr nur auf seine wissenschaftlichen Forschungen beschränkte, sondern immer häufiger in gefährliche Unternehmungen verwickelt wurde.

Und da sie als Sekretärin perfekt zu sein wünschte, hatte sie diese Tatsache zum Anlaß genommen, einen Karatekurs mitzumachen, eine hübsche, aber funktionsfähige Damenpistole zu erwerben und es durch eifriges Üben zu einer gewissen Treffsicherheit zu bringen.

»Ich bleibe hier«, entschied sie. »Wenn Sie ein wenig Zeit haben, werden Ihnen sicher noch mehr Einzelheiten einfallen, die wichtig werden könnten, Jim. Sind Sie einverstanden?«

»Selbstverständlich. Ich freue mich. Wenn Sie vielleicht noch etwas Tee möchten…«

Zamorra verabschiedete sich.
Als er wieder in den Wagen glitt, hatte er sein Programm für die nächsten Stunden fertig. Zunächst einmal mußte er herausbekommen, wo Alban Marric überhaupt abgestiegen war. Dann würde er versuchen, Jessica Havilland zu finden. Seine Sorge um das Mädchen war größer, als er es sich selbst eingestehen wollte. Und wenn er diesen Punkt in Ordnung gebracht hatte…
Giordano Calgaro!
Der Name hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis gebrannt.
Ein Name, der ihm nie vorher begegnet war, aber Professor Zamorra spürte instinktiv, daß er in Calgaros Nähe den Schlüssel des Rätsels finden würde…

***

Jessica stand mitten im Raum. Ruhig und reglos, die Augen ins Leere gerichtet. Jason und Jeremy hatten sie zwischen sich genommen, und die drei anderen Mädchen verharrten in der Nähe der Tür und warteten auf neue Befehle.
In Dr. Calgaros Augen lag ein triumphierender Glanz.
»Ich werde sie operieren«, murmelte er. »Aber nicht jetzt. Jetzt habe ich keine Zeit dazu. Sie wird auch so gehorchen…« Er wandte sich um und blickte seine Dienerinnen an. »Nehmt sie mit euch! Fahrt ins Dorf! Ihr wißt, was ihr zu tun habt.«
Die drei Mädchen neigten nur stumm den Kopf. Anabel war es, die auf Jessica zutrat, ihren Arm ergriff und sie hinter Claire und Maria hinausführte. Die Tür schwang zu. Nur die drei Männer blieben zurück.
»Das Buch«, sagte Calgaro.
Er sagte es leise, als spreche er zu sich selbst, doch seine Sklaven gehorchten. Rasch wandten Jason und Jeremy sich ab, rasch verließen sie ebenfalls das Zimmer, und Calgaro wußte, daß sie die Vorbereitungen treffen würden, die er angeordnet hatte.
Er wartete eine Weile, versank in tiefes Grübeln. Sein Gesicht schien zu Stein zu erstarren, nur die Lippen zuckten ab und zu, und die schmalen gelben Augen flackerten. Ein böses, satanisches Licht tanzte darin, und nach ein paar Minuten atmete Dr. Calgaro tief durch und straffte die Schultern.
Er stieg in den Keller hinunter.
Den Weg durch die Gänge und Gewölbe fand er mit traumwandlerischer Sicherheit. Vor dem metallenen Ungetüm, dem künstlichen Menschen, blieb er einen Moment lang stehen, musterte die plumpe und doch so komplizierte Gestalt seines Meisterstücks. Dann ging er weiter, öffnete die Verbindungstür und hatte wenig später das Verlies erreicht, in dem sein Opfer mit einem Spiegel allein

war.

Die Glühbirne an der Decke war ausgeschaltet. Zwei Kerzen brannten auf einem niedrigen Tisch, den Jason und Jeremy hereingebracht hatten. Ein Buch lag auf der rohen Holzplatte. Ein uraltes Buch, in brüchiges, zerschlissenes Leder gebunden, mit geheimnisvollen Hieroglyphen auf dem Einband. Calgaro nickte zufrieden.

»Nun?« fragte er mit einem Blick zu dem Kopf auf dem Sockel.

Der Kopf rührte sich nicht.

Marrics Augen blickten von dem Sockel herab in die gelben Augen des anderen. Das Gesicht des Magiers war ruhig, ohne Ausdruck. Er schien zu grübeln, zu forschen, zu warten – und Calgaro spürte, wie dieser Blick eine leise Unruhe in ihm auslöste.

»Habe ich zuviel versprochen?« fragte er heiser. »Siehst du ein, daß ich der größte lebende Chirurg bin?«

Marric antwortete nicht.

Er schwieg, wartete ab, und Calgaro fühlte, wie sich die Unruhe in die bittere Säure von Enttäuschung und Wut wandelte.

»Ich werde dir noch mehr zeigen«, stieß er hervor. »Ich werde dir alles zeigen, Alban, alles! Siehst du das Buch hier? Ich habe sein Geheimnis enträtselt. Ich habe mir die Dämonen dienstbar gemacht. Du wirst es sehen…«

Mit zwei Schritten stand Calgaro hinter dem niedrigen Holztisch.

Haß war in ihm. Haß und eine blinde, heiße Gier, die die Verzweiflung des Opfers sehen und sich an ihr berauschen wollte. Die dünnen, knotigen Finger schlugen das Buch auf. Langsam, bebend, fast zärtlich tasteten sie über die Blätter. Bei einer bestimmten Seite verharrten sie. Calgaro hob den Kopf, und in seiner Gestalt schien sich eine unsichtbare Stahlsaite zu spannen.

Er begann zu sprechen.

Leise, beschwörend…

Er murmelte Formeln, Sätze, Worte aus einer fremden Sprache.

Seine Stimme wurde lauter, dröhnender, alles beherrschend, und schließlich schien sie wie eine Glocke in dem kleinen Verlies zu klingen.

»Erscheine!« rief er, gebieterisch die Hand hebend. »Erscheine, Diener! Folge der Stimme, die dich ruft! Folge dem Wort, das dich zwingt…«

Abrupt hielt er inne.

Seine Augen waren weit, schienen in unvorstellbare Fernen zu blicken. Er lauschte. Lauschte atemlos, mit gespannten Sinnen, und schließlich senkten sich seine Schultern nach einem tiefen Atemzug.

Ein Rauschen hing in der Luft.

Kaum hörbar zuerst – dann immer lauter…

Ein seltsamer, dunstig roter Widerschein schien das Verlies zu

erfüllen, verdichtete sich, wurde zu tanzenden Funken, zuckenden Flammen, und Sekunden später war der Raum erfüllt von heulenden, fauchenden, zischenden Stimmen.

Flammengestalten tanzten umher. Feuriger Widerschein umhüllte groteske bleiche Gerippe. Wie ein anschwellender Orkan begleitete Rauschen und Raunen das Erscheinen der Dämonen, und für ein paar endlose, wahnwitzige Sekunden schien sich die Hölle selber aufzutun.

Calgaro hob die Hand.

Seine Linke lag immer noch fest auf der Seite des uralten Buches, seine Rechte bewegte sich, als wolle sie magische Zeichen in die Luft schreiben. Laut, und gebieterisch hallte seine seltsam veränderte Stimme: »Zurück in euer Reich! Hin zu den Geistern, die euch ausgeschickt haben! Feuer zu Feuer! Flamme zu Flamme! Zurück – zurück…«

Die Gestalten verblaßten.

Gerippe zerflossen, lösten sich auf im Feuerschein, Flammen fielen in sich zusammen. Sekundenlang tanzten noch die winzigen Funken ihren makabren Reigen, dann schien die Dunkelheit sie aufzusaugen und nur noch die beiden Kerzen brannten.

Mit einer langsamen, gemessenen Bewegung schlug Dr. Calgaro das Buch zu.

Schweiß stand auf seiner Stirn. Er fühlte sich erschöpft wie immer, wenn er die Kraft seines Geistes mit der Kraft der magischen Formeln vereinigte, um das Wunder zu vollbringen.

Aber er hatte es vollbracht. Die Dämonen dienten ihm! Sie würden ihm immer dienen, sie würden…

Seine Gedanken zerfaserten.

Wie jedesmal spürte er die seltsame Leere in seinem Gehirn. Ein dünnes Lächeln zuckte über seine Lippen. Jetzt würde Marric ihm glauben müssen, daß er alles vermochte. Er atmete tief, hob den Kopf – und er begegnete den Augen des Magiers.

Immer noch war die tiefe, steinerne Ruhe in diesen Augen. Calgaro sah es, und seine Lider weiteten sich in ungläubiger Verwunderung.

»Du hast gesehen…«, begann er.

Der Magier blickte ihn an.

Seine Augen waren sehr hell. Fast durchsichtig, grau wie Novemberregen. Auf dem Grund der Pupillenschächte schienen Eiskristalle zu funkeln. Winzige Kristalle, in denen sich das Licht fing, gleißte, gebündelt wurde, reflektiert und…

Calgaro fuhr zusammen.

Seine Lider zuckten, die Nasenflügel bebten. Er starrte den Kopf an. Lauernd, begierig, besessen starrte er den Kopf an, wartete auf das, was er sehen wollte und nicht sah, und spürte, wie Haß und Wut und Enttäuschung gleich einem Feuer in ihm auflockerten.

»Hast du es gesehen?« fauchte er. »Hast du gesehen, was ich vermag, Alban? Hast du gesehen…«

Marric antwortete nicht.

Dr. Calgaro keuchte. Die Augen des Magiers sahen ihn immer noch an, sahen ihn nur an, ruhig, wartend, und Calgaro spürte, daß der Haß aus seinem Innern verschwand wie eine Woge, die sich vom Ufer zurückzieht. Leere breitete sich in ihm aus. Eine seltsame, verschwimmende Leere, die ihn wieder diesem furchtbaren Blick auslieferte. Einem Blick, dessen kaltes Gleißen wie eine Berührung war, der sich wandelte, verdichtete, zu einem Strom von Energie wurde und…

Giordano Calgaro begriff.

Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erkenntnis. Seine Lider wurden weit, seine Lippen öffneten sich, und mit einem tiefen Atemzug sog er wieder den Haß in sich hinein und die Kraft, die fast versagt hatte.

»Nein«, flüsterte er. »O nein, Alban, das nicht! Du bist ein Narr! Du glaubst, dich mit mir messen zu können, du willst mich unterwerfen, du bildest dir ein…«

»Sieh mich an«, sagte die Stimme des Magiers leise.

Calgaro atmete heftig. Nach dem endlosen Schweigen traf ihn der Klang der Stimme wie ein Schlag. Er hob die Augen, mußte erneut dem Blick begegnen.

»Du kannst nicht«, flüsterte er. »Du kannst nicht, du…«

Die Umgebung verschwamm.

Calgaro sah nur noch die Augen, nichts anderes.

Mit einem verzweifelten Gefühl des Versinkens wurde ihm bewußt, daß es zu spät war, daß er seine Kraft vergeudet hatte in sinnlosen Demonstrationen und daß der Magier die ganze Zeit über auf seine Stunde gewartet hatte.

Noch einmal gab es einen Riß in dem erstickenden Vorhang.

Calgaros Wille bäumte sich auf. Er war stark, stärker als alle anderen. Er hatte noch jeden bezwungen! Kraft seiner Gedanken! Kraft seines hypnotischen Blicks! Jede Faser in ihm spannte sich, zitterte, jede Zelle seines Hirns versuchte mit verzweifelter Anstrengung, die zerfasernden Kraftströme zu einem einzigen entscheidenden Blitz zu vereinigen, aber er konnte nicht verhindern, daß sein Bewußtsein ohnmächtig von einer anderen fremden Strömung aufgesogen wurde.

Nein, schrie es in ihm.

Es kann nicht sein!

Er hat keine Macht über mich! Er ist nur ein Kopf auf einem Sockel! Er ist kein Mensch, er hat keine Macht, er ist ein Kopf, ein Kopf, ein Kopf, ein…

»Hörst du mich, Giordano?« kam die Stimme des Magiers dunkel und ruhig.

Calgaro atmete flach.

Seine Lippen standen offen. Seine Augen waren weit und leer und hingen an den Augen über ihm.

»Gut, Giordano, gut. Du wirst mir gehorchen. Du wirst tun, was ich dir befehle, Giordano! Alles, Giordano!«

»Alles!« wiederholte Calgaro wie ein fernes Echo.

Für einem Moment war es still – eine Stille wie ein langes Atemholen.

»Hör mir zu«, sagte Marric.

Und der Kopf auf dem Sockel lächelte, als er seine Befehle gab…

***

Als Professor Zamorra den Wagen in eine Schneise rangierte und ausstieg, erfüllte ihn eine tiefe, beinahe fieberhafte Unruhe.

Er wußte nicht, daß Jessica unter Dr. Calgaros hypnotischem Bann stand und daß sie zusammen mit den drei Dienerinnen unterwegs war, um noch einmal einen Mordanschlag zu unternehmen. Er wußte auch nicht, daß Calgaro um diese Zeit ein neuerliches wahnwitziges Experiment vornahm, ein Experiment, das nicht seinem eigenen Willen entsprang und das ihm zum Verhängnis werden sollte. Aber Zamorra spürte, daß sich die Dinge zuspitzten, er fühlte mit jeder Faser, daß in diesen Minuten Entscheidendes geschah, und er tastete unwillkürlich nach dem Amulett um seinen Hals, als könne es ihn davor bewahren, einen Fehler zu machen.

Die Strecke bis nach Farlund Castle legte er zu Fuß zurück.

Er spürte den Einfluß des hypnotischen Banns, der das Haus schützte, doch er ließ sich nicht aufhalten. Das Amulett befähigte ihn, die Hürde ohne die geringsten Schwierigkeiten zu nehmen. Ruhig ging er weiter, suchte sich seinen Weg durch den Schatten der Douglasien, und nach etwa zehn Minuten stand er im Schutz von dichtem Buschwerk und blickte über den weiten, mit Unkraut überwucherten Vorplatz zum Haus hinüber.

Farlund Castle lag düster und verwahrlost im grauen Licht. Die Mauern schimmerten, schienen Kälte auszustrahlen. Die Fenster wirkten wie schwarze Löcher, auf der Rückseite des Gebäudes wuchsen dunkle Tannen empor, und vom ersten Moment an hatte Zamorra das Gefühl, daß von dem alten Herrensitz eine fast greifbare Drohung ausging.

Noch vor einer knappen Stunde war er entschlossen gewesen, zunächst einmal mit Dr. Calgaro zu sprechen, doch jetzt wußte er, daß das sinnlos war. Sinnlos und gefährlich! Er durfte nicht zögern. Er mußte den Überraschungseffekt nutzen, die Tatsache, daß Calgaro seine Absichten noch nicht kannte – und das hieß, daß er sich nicht verhalten durfte wie irgendein beliebiger Besucher.

Statt an der Tür zu klingeln, schlug er einen Bogen und umrundete das Haus. Er brauchte nur wenige Minuten, bis er eine Möglichkeit zum Einsteigen gefunden hatte. Eins der Lichtschachtgitter ließ sich aus seiner Verankerung lösen, das Kellerfenster gab schon auf leichten Druck nach, und Zamorra glitt lautlos und vorsichtig in den leeren, von schwachem Widerschein erhellten Raum dahinter.

Einen Moment lang blieb er stehen, lauschte. Nichts war zu hören.

Mechanisch öffnete er sein Jackett und den obersten Knopf des Sporthemdes. Auf diese Weise würde er im Notfall schneller an den Revolver kommen und auch die Möglichkeit haben, blitzartig das Amulett von seinem Hals zu lösen und als Waffe zu benutzen. Noch wußte er nicht, welche Gegner ihn erwarteten. Menschen, Dämonen oder beides. Mit drei Schritten erreichte er die Tür, bewegte den Drehknopf und stellte fest, daß nicht abgeschlossen war.

Ein kahler Gang lag vor ihm, nur erhellt von den nackten Glühbirnen, die in Abständen unter der gewölbten Decke hingen. Links endete er nach wenigen Yards vor einer Treppe, rechts gabelte er sich und führte in zwei verschiedene Richtungen weiter.

Zamorra zögerte einen Moment dann entschloß er sich, zunächst einmal zu ergründen, wohin die Treppe führte.

Er wandte sich nach links.

Vorsichtig schlich er weiter, legte vier, fünf Yards zurück und blieb dann stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen.

Ein Schrei gellte durch die Gänge.

Ein so gräßlicher Schrei, daß Zamorra einen eisigen Schauer über seinen Rücken rinnen fühlte…

***

Minuten vorher war Alban Marric aus der Narkose erwacht.

Sein Geist kehrte von weit her zurück. Licht stürzte auf ihn ein, die Umgebung setzte sich wie ein Mosaik aus durcheinander gewürfelten Steinchen zusammen. Aber die Gedanken des Magiers waren von Anfang an klar, sein Erinnerungsvermögen funktionierte, und seine Augen bewegten sich forschend in die Runde.

Er lag auf dem Operationstisch.

Eine durchsichtige Scheibe befand sich vor seinem Gesicht. Graues Metall schimmerte an den Rändern. Marric konzentrierte sich, sein Hirn formte den Befehl, die Hand zu bewegen, und von irgendwoher hörte er ein leises Klirren.

Alban Marric wußte jetzt, daß er wieder einen Körper hatte.

Keinen menschlichen Körper, das nicht. Er war immer noch ein Monstrum, ein Zwitterwesen aus Gehirn und Maschine. Aber der künstliche Körper konnte sich bewegen, konnte gehen, stehen, kämpfen – und vernichten. Vor allem vernichten! Marric spürte den

Haß wie ein tödliches Feuer in seinem Innern, er bestand nur noch aus Haß, und die Befriedigung dieses Hasses war das einzige Ziel, das er noch kannte.

Nur deshalb hatte er den Kampf aufgenommen.

Nur deshalb hatte er Calgaro in Hypnose versetzt, ihn unter seinen Willen gezwungen und ihm befohlen, seinen Kopf mit dem künstlichen Körper zu verbinden.

Und wenn das Experiment geglückt war…

Seine Sinne spannten sich, konzentrierten sich auf diesen fremden, gefühllosen Körper.

Aufrichten, befahl sein Hirn – und erneut konnte er das leise, metallische Klirren wahrnehmen.

Der Roboterkörper richtete sich auf.

Mit einem rasselnden Geräusch streckten sich die stählernen Glieder.

Der Körper gehorchte, die Impulse des isolierten Gehirns wurden aufgenommen, weitergeleitet, erzeugten Bewegung. Marric hörte das Knirschen der künstlichen Gelenke, er befahl den Armen, sich vor sein Gesicht zu heben, und die Arme glitten schwerfällig nach oben.

Metallene Krallen krümmten sich.

Finger – mit nadelscharfen Messern statt Nägel – furchtbare Waffen! Marric wußte, daß er mit diesem Maschinenkörper alles niederwalzen konnte, jeden Menschen vernichten, der sich ihm in den Weg stellte, und das Gefühl des Triumphes schien ihn wie eine Woge emporzutragen.

Langsam, immer noch schwerfällig, glitt er von dem Operationstisch herunter.

Für einen Moment packte ihn Furcht, mißtraute er der Maschine, dann merkte er, daß er stand. Der Helm, der seinen Kopf schützte, hob sich, wandte sich zur Seite, und Marrics Augen erfaßten die drei Gestalten hinter dem Operationstisch.

Jason und Jeremy waren ein paar Schritte zurückgetreten, und ihre Gesichter zeigten nicht den geringsten Ausdruck.

Giordano Calgaro trug noch den weißen Kittel. Seine Arme hingen schlaff herab, die Augen wirkten starr und durchsichtig wie gelbes Glas. Er hatte den Befehl ausgeführt, den ein dämonischer Wille in sein Hirn gesenkt hatte. Jetzt wartete er, bereit für neue Befehle, und seine Haltung verriet, daß er immer noch in tiefer Trance war.

Der Magier verharrte einen Moment, lauschte in sich hinein.

Er würde Calgaro töten.

Calgaro – und alle, die ihm dienten!

Aber er würde ihn nicht töten, solange die Hypnose den Geist des Opfers umfing. Calgaro sollte bewußt in den Tod gehen. Er sollte die Angst empfinden, die Marric durchlitten hatte. Und er sollte wissen, was mit ihm geschah, so wie Marric es gewußt hatte.

Der Magier preßte die Lippen zusammen. Sein Blick bohrte sich in Calgaros Augen, und seine Stimme klang zwingend und ruhig.

»Wach auf!« sagte er. »Du wirst aufwachen, Giordano. Aber du wirst nichts vergessen, nichts! Du wirst wissen, was geschehen ist, du wirst wissen, daß ich dich bezwungen habe, und du wirst wissen, daß du sterben mußt. Wach auf!«

Durch Calgaros Gestalt schien ein Ruck zu gehen.

Seine Lider flatterten. Die gelben Augen wurden lebendig, bewegten sich, und binnen Sekunden begann sich Erinnerung darin zu formen.

Calgaros Fäuste verkrampften sich.

Er starrte Marric an. Das metallene Ungetüm, das vom Hirn des Magiers regiert wurde. Der Cyborg, den er selbst, Calgaro, geschaffen hatte, ohne es zu wollen. Seine Lippen zuckten. Die gelben Augen begannen zu zucken, fiebrig und verzweifelt, und die Erkenntnis der Wahrheit traf Calgaros Körper wie ein Peitschenhieb.

Er schrie.

Seine Lippen öffneten sich, er warf den Kopf zurück und schrie gellend und verzweifelt in jäher Todesangst…

***

Professor Zamorra war nur noch wenige Schritte von der Gabelung des Ganges entfernt.

Der Schrei kam von rechts, das hörte er genau. Mit zusammengebissenen Zähnen hastete er weiter, bog um die Ecke und glitt auf die Tür zu, die in vier, fünf Yards Entfernung den Weg versperrte.

Der Drehknopf quietschte, als er ihn bewegte.

Gleichzeitig gab es in dem Raum dahinter einen schmetternden Krach, der das leise Geräusch mit Sicherheit übertönte. Zamorra preßte die Lippen zusammen, zog vorsichtig die Tür auf und spähte durch den Spalt.

Das Bild, das sich ihm bot, ließ förmlich seinen Herzschlag stocken.

Ein Operationssaal lag vor ihm. Erstklassig eingerichtet – das registrierte er, obwohl er sich nicht die Zeit nahm, Einzelheiten zu mustern. Drei Männer standen an der Wand, scheinbar erstarrt vor Schrecken. In einem von ihnen glaubte er Giordano Calgaro zu erkennen. Das Glas einer Vitrine an der anderen Wand war zerbrochen. Jemand hatte offenbar mit furchtbarer Gewalt einen Tisch oder eine Liege gegen das Möbelstück geschleudert – und mitten in den Trümmern richtete sich das Wesen auf, das die Verwüstung verursachte hatte.

Kein Mensch.

Eine Maschine, ein Roboter, das war Zamorras erster Gedanke. Er sah das Monstrum nur von der Seite, erkannte die plumpen, von einer

metallisch schimmernden Kunststoffhaut umgebenen Glieder, die gekrümmten Messer an den Händen, den kantigen Helm, der seiner Meinung nach einen Minicomputer oder etwas Ähnliches enthalten mußte. Mehr als sechs Fuß hoch war das technische Ungetüm, schwer, massig und drohend. Und beweglich! Es funktionierte!

Langsam und unaufhaltsam walzte es auf die drei schreckensstarren Männer zu, eindeutig in feindlicher Absicht und…

Feindlich?

Wie konnte eine Maschine feindliche Absichten hegen? Maschinen fühlen nicht. Das Ding da war ein Roboter, es war…

Zamorra kam nicht mehr dazu, den Gedanken zu Ende zu führen.

Er wußte nicht, was Giordano Calgaro aufmerksam gemacht hatte – ein Geräusch, ein Instinkt, vielleicht eine Bewegung. Jedenfalls wandte der hagere Arzt den Kopf, seine gelben Augen weiteten sich – und in der nächsten Sekunde überstürzten sich die Ereignisse.

Schwerfällig drehte der Roboter sich um.

Zamorra sah die Glasscheibe, die in den Metallhelm eingelassen war, und das Gesicht dahinter.

Ein Gesicht, das er kannte!

Marric!

Alban Marric, der ganz offensichtlich Calgaro und seinen Begleitern an den Kragen wollte, der eine Art Rüstung angelegt hatte und…

Nein!

Das war keine Rüstung, das mußte etwas anderes sein. Marric war groß, aber auf keinen Fall war er größer als sechs Fuß. Und wie konnte seine Körperkraft ausreichen, um diese schwere Maschine zu bewegen? Wie….

Giordano Calgaro warf sich herum.

Mit einem halb erstickten Schrei warf er sich nach links, rannte taumelnd in blinder Flucht auf eine Tür zu. Seine Diener folgten ihm, hastig, doch ohne Panik. Zamorra hatte unwillkürlich einen Schritt nach vorn gemacht, und als der Roboter sich jetzt wieder umdrehte, konnte der Professor immer noch das Gesicht hinter der Scheibe sehen.

Ein bleiches, verzerrtes Gesicht.

Zuckende Lippen.

Augen, die wie Eiskristalle gleißten, in denen ein eisiges Feuer brannte und aus denen Haß leuchtete, wie er Zamorra noch nie zuvor bei einem Menschen begegnet war.

Alban Marric wollte töten, wollte zerstören, vernichten und er würde wie ein reißendes Tier über seine Opfer kommen. Unaufhaltsam, von einer tödlichen Mechanik getrieben, setzte er sich in Bewegung, wollte Calgaro und seinen Dienern folgen – und Zamorra begriff, daß es ihm irgendwie gelingen mußte, den Magier zu stoppen.

Calgaro war verschwunden. Hinter seinen beiden Dienern schloß sich krachend die Tür. Marric marschierte darauf zu, schien entschlossen, die Flüchtenden einzuholen, aber er, oder besser die Maschine bewegte sich eher langsam und schwerfällig.

Zamorra schnitt ihm den Weg ab.

Mit fünf, sechs langen Sprüngen erreichte er die Tür. Seine Hand fand den Schlüssel. Rasch zog er ihn ab, ließ ihn in seine Taschen gleiten und lehnte sich mit dem Rücken gegen die massiven Eichenbohlen.

Der Roboter verharrte.

Zamorras Blick glitt über das metallene Ungetüm und blieb an dem Gesicht hinter der Sichtscheibe des Helms haften.

»Marric«, sagte er langsam. »Alban Marric…«

Das Gesicht verzerrte sich.

Für einen Moment erschien der Ausdruck ohnmächtigen Schmerzes auf den scharfen, markanten Zügen. Marric schloß die Augen und öffnete sie wieder.

»Wer sind Sie?« fragte er heiser.

»Professor Zamorra. Wir sind uns zweimal begegnet.«

Eine steile Falte erschien auf Marrics Stirn.

Seine Augen wurden schmal. Erinnerung formte sich darin. Ein flüchtiges bitteres Lächeln erschien auf seinen Lippen, doch schon in der nächsten Sekunde preßten sie sich zu einem harten Strich zusammen.

»Gehen Sie«, sagte er. »Geben Sie den Weg frei, Professor!«

»Was haben Sie vor? Was ist geschehen?«

Marrics Lider zuckten. »Gehen Sie! Versuchen Sie nicht, mich zu hindern – das wäre Ihr Ende! Ich werde Rache nehmen. Rache an Calgaro! Rache an allen, die ihm gedient haben, an allen…«

»Rache wofür, Marric?«

Der Magier starrte ihn an.

Das Gesicht wirkte bleich hinter der durchsichtigen Scheibe. Die Augen brannten – und wieder war dieser Ausdruck ohnmächtiger Verzweiflung darin.

»Wofür?« fragte er flüsternd. »Wofür, Professor? Schauen Sie mich doch an! Schauen Sie mich an, dann kennen Sie die Antwort.«

»Was ist mit Ihnen geschehen, Marric?«

»Ich bin nicht mehr Alban Marric. Ich bin – überhaupt kein Mensch mehr! Ich bin ein – ein Überrest! Ein Präparat! Das Ergebnis eines wahnsinnigen Experimentes – das bin ich…«

Zamorra fühlte, wie ihm ein eiskalter Schauer über den Rücken rann.

Er ahnte die Wahrheit. Er ahnte sie – aber sein Verstand weigerte sich, auch nur die Möglichkeit einer so gräßlichen Verwandlung zu akzeptieren.

»Marric«, stieß er hervor. »Marric, was…«
»Giordano Calgaro hat mich operiert.« Die Stimme des Magiers klang brüchig und monoton. »Ich – habe keinen Körper mehr, ich bin ein Kopf. Nur noch ein isolierter Kopf, der künstlich am Leben erhalten wird. Verstehen Sie das?«
Zamorra verstand. Er konnte nichts sagen. Der Blick des Magiers ging ins Leere.
»Ich wollte Calgaro das Handwerk legen«, sagte er leise. »Er ist ein Verbrecher. Er beherrscht Dämonen, macht grauenvolle Experimente an Menschen. Ich kenne ihn. Früher einmal war er mein Freund, mein Partner. Er ist eine Gefahr für die Menschheit. Drei Jahre habe ich gebraucht, um ihn zu finden. Und jetzt…«
Er machte eine Pause.
Sein Blick schien von weither zurückzukommen. Die grauen Augen verengten sich, und wieder begann der Haß darin zu glühen.
»Ich habe ihn bezwungen«, flüsterte er. »Ich habe es geschafft, ihn in Hypnose zu versetzen. Er mußte meinen Kopf mit diesem Roboter verbinden. Es ist ein Cyborg, ich kann ihn lenken mit den Impulsen meines Hirns, ich kann mich wieder bewegen. Und ich bin unbesiegbar!« Marrics Stimme senkte sich, wurde zu einem fiebrigen Flüstern. »Ich werde Calgaro töten. Ihn und die anderen! Niemand kann mich hindern! Niemand. Also gehen Sie, Zamorra!«
Zamorra sah ihm in die Augen. Augen, in denen blinder Vernichtungswille lag und unbeugsame Entschlossenheit.
»Wollen Sie zum Mörder werden?« fragte der Professor leise.
»Wollen Sie…«
»Mörder? Haben Sie Mörder gesagt, Professor?« Marric lachte auf.
Ein hohles, schreckliches Lachen. »Wie kann ein Wesen wie ich zum Mörder werden? Ich bin kein Mensch mehr. Ich werde mich töten, ich werde von diesem Erdball verschwinden. Aber vorher sind meine Feinde an der Reihe. Nennen Sie es Mord, Professor! Nennen Sie es Mord, wenn Sie wirklich glauben, daß es Mord ist, wahnsinnige Bestien von der Erde zu tilgen…«
Zamorra preßte die Lippen zusammen. »Marric! Vielleicht kann man Ihnen helfen! Vielleicht kann irgendein Arzt…«
»Nein!« sagte der Magier. Und seine Stimme verriet, daß die Entscheidung endgültig war. »Nein, Professor. Ich will es auch gar nicht. Ich will nur noch meine Rache. Und ich werde sie bekommen und jeden vernichten, der mich aufzuhalten versucht. Aus dem Weg, Professor!«
Zamorra rührte sich nicht.
Seine Gedanken jagten. Er mußte Marric stoppen, er mußte. Wenn er es nicht schaffte, würde der Magier einen blutigen Rachefeldzug beginnen. Und er würde nicht nur Calgaro umbringen. Er würde sich

auch an den beiden Dienern vergreifen – auch an den Mädchen, von denen niemand wußte, unter welchem schrecklichen Zwang sie standen.

Der Cyborg machte einen Schritt nach vorn.

Marrics Gesicht hinter der Scheibe war steinern, seine Augen wirkten hart wie Granit. Zamorras Herz hämmerte. Er wußte, daß er mit dem Amulett nichts ausrichten konnte, denn die Kraft seines Gegners war nicht übernatürlich. Es gab nur noch eine Chance. Er mußte zu den Mitteln der Hypnose greifen, mußte…

In der nächsten Sekunde begriff er, daß es zu spät dafür war.

Alban Marric war nicht irgendein Durchschnittsmensch.

Er hatte kraft seines Willens Giordano Calgaro bezwungen. Er beherrschte die Technik der Hypnose ebenfalls, er würde Widerstand leisten. Zamorra traute sich zu, es trotz allem zu schaffen, aber das würde ein mörderisches geistiges Duell geben, das mehr Zeit in Anspruch nahm als die wenigen Sekunden, die ihm noch blieben.

Schon hatte sich der Cyborg bis auf wenige Schritte genähert.

Zamorra stieß sich von der Tür ab. Sein Blick zuckte umher, erfaßte Schränke und Vitrinen. Wenn es ihm gelang, eine Ätherflasche zu erwischen, Marric zu betäuben und…

Die Faust des Roboters zuckte vor.

Zamorra wollte ausweichen. Er schnellte nach rechts, suchte den freien Raum – und in diesem Moment blieb sein Fuß hinter irgendeinem Trümmerstück hängen.

Er stolperte.

Fast stürzte er zu Boden, im letzten Augenblick gelang es ihm, sich zu fangen – aber er hatte die entscheidenden Sekunden verloren.

Ein mörderischer Hieb traf seine rechte Schulter. Wider Willen schrie er auf, knickte in den Knien ein. Verzweifelt versuchte er, herumzuwirbeln, dem stählernen Arm zu entgehen, doch Marrics Roboterkörper vereitelte den Versuch schon im Ansatz.

Diesmal wurde Zamorra knapp hinter dem linken Ohr getroffen.

Tief in seinem Schädel gab es eine grelle Explosion. Der Schmerz schoß ihm ins Gehirn, flutete mit dem nächsten Pulsschlag durch seinen ganzen Körper und wurde dann aufgesogen von der Schwärze der Bewußtlosigkeit.

Zamorra hörte nicht mehr die gewaltig schmetternden Schläge, mit denen der stählerne Cyborg die geschlossene Tür aufsprengte…

***

Sie waren ganz plötzlich da!

Nicht das geringste Geräusch hatte sie verraten. Wie Schatten kamen sie aus der Diele. Nicole Duval fuhr herum – und erstarrte mitten in der Bewegung.

Neben ihr sog Jim Coltrane scharf die Luft durch die Zähne.

Er war aufgesprungen, hatte fast seinen Stuhl umgeworfen. Jetzt stand er da, die Hände auf die Tischplatte gestützt, und genau wie Nicole starrte er die vier Girls an, die in das Zimmer eingedrungen waren.

Seine Schwester Claire, Anabel Verton, Maria Benetti und…

»Jessica!« flüsterte er regelrecht flehend. »Jessica, was…«

Seine Stimme versagte. Jessica Havilland antwortete nicht. Sie stand reglos da, hielt noch den Schlüssel in der Hand, mit dem sie die Haustür geöffnet hatte, und der Blick ihrer Augen verlor sich in irgendeiner Ferne.

Nicole faßte sich als erste.

Sie hatte mit Schwierigkeiten gerechnet. Der Schreck lähmte sie für Sekunden, sie saß wie gebannt da, aber sie verlor nicht die Nerven.

Ihre Handtasche hing an der Stuhllehne. Sie hing so, daß sie von den Eindringlingen nicht entdeckt werden konnte – und sie enthielt unter anderem eine kleine handliche 24er Pistole.

Nicole preßte die Lippen zusammen.

Mit einem tiefen Atemzug ließ sie die Arme sinken.

»Was wollen Sie?« fragte sie laut, und dabei öffneten ihre Finger den Verschluß der Tasche.

Claire war es, die die Antwort gab.

Ihre Stimme klang monoton. »Ihr werdet sterben. Der Meister hat es befohlen. Ihr werdet…«

Mit einem Ruck riß Nicole die Waffe hoch und schob mit dem Daumen den Sicherungsflügel zurück.

»Irrtum«, sagte sie kalt. »So einfach geht das nicht, meine Liebe. Ich kann mit dem Ding hier umgehen. Und ich werde damit umgehen, wenn jemand auch nur eine verdächtige Bewegung macht.«

Für einen Moment blieb es still.

Nicole spürte Schweißperlen auf der Stirn. Sie bebte innerlich, fühlte sich noch nicht einmal halb so sicher, wie sie sich gab. Aber sie schaffte es, nach außen hin Gelassenheit zur Schau zu stellen.

»Umdrehen!« befahl sie. »Gesichter gegen die Wand und…«

Anabel machte einen Schritt nach vorn.

Nur einen Schritt – aber Nicole ging der Schrecken wie ein Messer unter die Haut. »Umdrehen, Gesichter gegen die Wand…« Das sagte sich leicht, kam in unzähligen Kriminalfilmen vor und war zweifellos das richtige in dieser Lage. Aber schießen? Wirklich abdrücken? Nicole schluckte krampfhaft, blickte auf die leicht zitternde Mündung ihrer Pistole und wurde sich bewußt, daß die Situation ihr aus den Händen zu gleiten drohte.

Anabel lächelte.

Ein seltsam fernes, ausdrucksloses Lächeln. Ihr schönes, rassiges

Gesicht war blaß und gespannt, ihr Blick ging ins Leere, und irgendeine unsichtbare Kraft schien sie weiterzutreiben.

Noch ein Schritt.

Ein zweiter und dritter…

»Halt!« fauchte Nicole – und gleichzeitig begriff sie, daß sie ihre Gegnerin nicht aufhalten konnte, ohne Ernst zu machen.

Sie senkte die Waffe ein Stück.

Sie würde einen Warnschuß abgeben, auf den Boden zielen. Sie würde…

Ihr Finger krümmte sich.

Und gleichzeitig zerbrach mit berstendem Knall eine Fensterscheibe. Scherben klirrten, Holz splitterte.

Wo eben noch die Wand gewesen war, klaffte jetzt ein Loch.

Calgaros Dienerinnen fuhren herum – und Nicole stieß einen entsetzten Schrei aus.

Ein Monster drang in den Raum ein.

Ein Gigant aus Stahl, ein Ungetüm, das irgendeinem finsteren Alptraum entsprungen sein mußte.

Es durchbrach die Wand, als handelte es sich um Papier. Ein mächtiger Hieb fegte einen Schrank beiseite. Stuhlbeine zerbrachen unter den Tritten des Unheimlichen wie Streichhölzer. Sekundenlang blieb er stehen, schien sich zu orientieren – und dann zuckten seine mörderischen Klauen blitzartig auf Maria Benetti zu…

***

Es dauerte länger als eine halbe Stunde, bis Zamorras Bewußtsein zurückkehrte.

Er lag auf dem Boden. In seinem Schädel dröhnte es wie von einer Kesselpauke, seine Schulter schmerzte, als sei sie gebrochen. Bei der ersten Bewegung wurde es schwarz vor seinen Augen, griff erneut die Ohnmacht nach ihm, und als er wieder zu sich kam, blieb er reglos liegen und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen.

Die Erinnerung setzte ein.

Bruchstücke, Bilder, Satzfetzen, das alles formte sich binnen Minuten zu einem Ganzen. Zamorra wußte wieder, was geschehen war – und er wußte auch, daß er keine Sekunde zu verlieren hatte.

Irgendwie schaffte er es, auf die Beine zu kommen.

Er schwankte, lehnte sich gegen die Wand. Zweimal hatte Marrics stählerner Arm ihn getroffen, einmal am Kopf. Er begriff selbst nicht, wieso er das überlebt hatte. Sein ganzer Körper schien in Glut getaucht. Mühsam machte er sich klar, daß er zumindest eine mittelschwere Gehirnerschütterung davongetragen hatte, daß es im Grunde Wahnsinn war, sich zu bewegen oder gar ans Steuer des Wagens zu setzen, aber gleichzeitig wußte er glasklar, daß er gar

keine andere Wahl hatte.

Er tastete sich bis zu der Tür, durch die er vorhin gekommen war.

Unsicher taumelte er durch den Gang, der seiner Erinnerung nach zu einer Treppe führte. Vier-, fünfmal stürzte er, einmal verlor er für etliche Minuten das Bewußtsein – und wie er die Treppe überwand, wußte er später nicht mehr zu sagen.

Das Haus war leer.

Zamorra glaubte es jedenfalls – oder hoffte es. Seine Knie zitterten, blutrote Schleier tanzten vor seinen Augen, aber irgendwie brachte er es trotzdem fertig, den Ausgang zu finden.

Er wäre die Treppe hinuntergestürzt, wenn er sich nicht im letzten Moment festgehalten hätte. Sekundenlang klammerte er sich an das Geländer und atmete tief durch. Die klare kalte Luft tat ihm gut. Allmählich verschwand der Nebel vor seinen Augen, und er fühlte sich zumindest wieder halbwegs fähig, auf seine Umgebung zu achten.

Alban Marric war unterwegs.

Zamorra wußte nicht, wohin sich der Magier wenden würde. Aber er wußte, daß Nicole und Jim in Gefahr waren, er konnte es fast körperlich spüren, und die Angst um diese beiden Menschen war stärker als Schwäche und Schmerz.

Eine weitere Viertelstunde verging, bis Zamorra den Wagen erreicht hatte.

Erschöpft ließ er sich in die Polster fallen. Die Landschaft drehte sich um ihn. Er lehnte sich zurück, kurbelte mit bebenden Fingern die Scheiben herunter und verharrte reglos, bis sich der rasende Wirbel in seinem Kopf beruhigt hatte.

Die drei Meilen nach Redhorn fuhr er in mäßigem Tempo, weil er unter keinen Umständen einen Unfall riskieren durfte. Jim Coltrane wohnte im ersten, ein wenig abseits liegenden Haus an der Hauptstraße. Zamorra brachte den Wagen zum Stehen. Der Ruck warf ihn nach vorn, er fiel halb über das Lenkrad, und für ein paar Sekunden rang er erschöpft nach Atem.

Lärm riß ihn wieder hoch.

Splittern, Klirren, ein würgend erstickter Schrei…

Mit zusammengebissenen Zähnen sprang er aus dem Wagen, rannte über den Gartenweg und passierte die offenstehende Tür des Anbaus.

Licht brannte. Taumelnd blieb Zamorra in der Diele stehen. Der Raum schwankte um ihn. Aber er sah das Blut, die Toten, die Verwüstung – und er sah das rasende stählerne Ungeheuer in der Mitte des Zimmers.

Eine mörderische Faust hatte Maria Benetti den Schädel gespalten.

Claire Coltrane lag auf dem Boden, die Kehle wie von Messern zerfetzt.

Nicole und Jim waren bis an die Wand zurückgewichen, betäubt und

gelähmt vor Grauen, und Anabel Verton kauerte mit erhobenen Armen auf dem Teppich, als könne sie sich auf diese Weise vor dem gnadenlosen Roboter schützen.

Der Cyborg fuhr herum.

Das Gesicht hinter der Glasscheibe war verzerrt, war eine zuckende, unmenschliche Fratze. Die Augen rollten, erfaßten Zamorras Gestalt – Augen, die glasig waren, stumpf, in einer blinden, gierigen Ekstase befangen. Sekunden vergingen, ehe der Funke des Erkennens darin aufzuckte, und es schien zwei Ewigkeiten zu dauern, bis die blutgierige Fratze wieder Ähnlichkeit mit den Zügen Alban Marrics annahm.

Die Lippen zuckten.

In den Augen lag immer noch der fremde, fieberhafte Glanz, aber sie blickten klarer. Wie Sonden stellten sie sich auf Zamorra ein, und er spürte diesen Blick mit einer Intensität, als sei er von einem Gluthauch gestreift worden.

Mechanisch griff Zamorra zur Schulterhalfter, zog den 38er und legte den Finger auf den Hahn. Er wußte nicht, ob es Sinn hatte, aber er wußte, daß es die einzige Chance war. Ganz flüchtig sah er zu Nicole und Jim hinüber, dann bohrte er seinen Blick wieder in Marrics Augen.

»Halt!« sagte er. »Halt, Marric!«

Der Magier starrte ihn an. Seine Stimme bebte.

»Warum?« flüsterte er. »Warum, Professor?«

Zamorra bewegte die Hand. Eine Geste, die das ganze Ausmaß des Grauens umfaßte.

»Deshalb«, sagte er leise.

»Aber es ist gerecht! Denken Sie doch! Sie haben Calgaro gedient! Sie haben sich hundertmal an der Menschheit vergangen! Sie haben…«

»Gerecht? Dieses Blutbad? Nein, Marric! Sie sind ein Mörder! Sie sind zur reißenden Bestie geworden, Sie…«

»Es ist gerecht!« Jetzt war die Stimme wieder lauter, drängender, eine neue Woge von Haß zitterte darin. »Diese Ungeheuer haben viel Schlimmeres getan, als mich umzubringen. Viel Schlimmeres! Der Tod ist im Grunde zuwenig für sie. Sie sind die Bestien. Sie haben nur bekommen, was sie verdienten, alle beide. Und ich werde auch die dritte töten! Hindern Sie mich nicht daran, Professor! Versuchen Sie nicht, sich mir in den Weg zu stellen, sonst…«

»Ich will Ihnen helfen, Marric! Begreifen Sie das nicht? Ich will es wenigstens versuchen, ich…«

»Mir kann niemand helfen! Ich helfe mir selbst, ich vernichte die Ungeheuer, die mir das angetan haben. Aus dem Weg, Professor!«

Er machte einen schwerfälligen Schritt nach vorn.

Anabel Verton sank mit einem leisen Wehlaut zusammen. Jim

Coltrane keuchte heftig, Nicole schrie auf – und der Cyborg tat den nächsten Schritt auf sein sicheres Opfer zu.

Zamorra schoß.

Er mußte es tun, hatte keine andere Wahl mehr. Blitzschnell riß er die Waffe hoch, zog wieder und wieder durch und leerte das ganze Magazin auf das stählerner Monster.

Die Kugeln prallten wirkungslos gegen die Sichtscheibe.

Ein paar unregelmäßig gezackte Sprünge entstanden in dem schußsicheren Glas, das war alles. Zamorra ließ die Waffe sinken, und die Erkenntnis, daß er keine Chance mehr hatte, fraß sich wie eine ätzende Säure in sein Gehirn.

Keine Chance mehr?

Er mußte es noch einmal versuchen, mußte…

Ruckartig hob er den Kopf, starrte in Marrics flackernde Augen und versuchte verzweifelt, mit der ganzen Kraft seines Willens den Geist des anderen zu erreichen.

Es war kein Versuch der Hypnose.

Diesen rasenden Mann konnte er nicht hypnotisieren – nicht hier und nicht unter diesen Umständen. Aber es war der Versuch, ihn für eine einzige kurze Zeitspanne aufzurütteln, sein Innerstes zu erreichen und vielleicht etwas in ihm wieder zu wecken, das stärker war als dieser vernichtende, alles mitreißende Haß.

»Ich lasse es nicht zu«, sagte der Professor langsam und ruhig.

»Ich kann es nicht zulassen. Diese Mädchen sind doch auch nur Opfer, genau wie Sie selbst. Verstehen Sie das nicht, Marric?«

»Nein! Nein, ich…«

»Gut, Marric. Aber bevor Sie das Mädchen töten, müssen Sie erst mich umbringen. Nicht sie trägt die Schuld. Es war Calgaro, der sie zu dem gemacht hat, was sie ist. Calgaro, niemand sonst!«

Der Magier verharrte.

Sein stählerner Arm, der sich schon gehoben hatte, sank wieder herab. Die Augen waren hell und weit und blickten in die Ferne.

»Calgaro!« flüsterte er. »Ja, ja…«

Und dann handelte er so unerwartet und vollkommen überraschend, daß Zamorra es nicht mehr verhindern konnte.

Die Hand des Cyborgs zuckte vor.

Ein kleiner, blitzender Gegenstand flog durch die Luft. Er fiel auf die Holzdielen, zerbrach – und von einer Sekunde zur anderen breitete sich dichter, gelblichweißer Dampf aus.

Gas, dachte Zamorra noch.

Aber da spürte er bereits, wie die schwarzen Wogen der Bewußtlosigkeit nach ihm griffen…

***

»Halt!« stieß Giordano Calgaro durch die Zähne.

Er kauerte auf dem Beifahrersitz eines unauffälligen grauen Ford Fairlane. Jeremy saß am Steuer. Auf den Befehl seines Herrn betätigte er die Bremse, brachte den Wagen am Straßenrand zum Stehen und wartete schweigend.

Calgaros Augen flammten. Er war geflohen, blindlings und von Panik getrieben, aber jetzt arbeiteten seine Gedanken allmählich wieder klarer.

Das Buch!

Er mußte das Buch zurückhaben!

Ohne die Hilfe der Dämonen war er ein Nichts – und die Wesen aus der anderen Welt würden ihm nicht mehr dienen, wenn er jetzt floh. Die magischen Formeln genügten nicht, und wenn er sie noch so gut kannte. Es war das Buch selbst, das ihm seine Macht verlieh.

Er hatte es zurückgelassen, im tiefsten Verlies des Hauses. Alban Marric hatte es bestimmt nicht gefunden, ebensowenig wie jener Fremde, der so plötzlich aufgetaucht war und ihm die Chance zur Flucht verschafft hatte.

Und wenn er, Calgaro, nicht alles aufgeben wollte, was er plante, dann mußte er noch einmal sein Haus aufsuchen, um das Buch zu holen.

Seine Schultern strafften sich.

»Umkehren«, befahl er halblaut. »Wir fahren zurück!«

Seine Diener nahmen den Sinneswandel schweigend zur Kenntnis.

Jeremy wendete den Wagen. Ruhig, sicher, in gleichbleibendem Tempo fuhr er die Strecke zurück, die sie auf ihrer Flucht benutzt hatten.

Es war ein Umweg, nicht die kürzeste Verbindung. Der unbefestigte Pfad, auf dem sie schließlich landeten, führte an Farlund Castle vorbei, ohne das Grundstück direkt zu berühren. Jeremy stoppte an der Stelle, an der der Wagen auch vorher bereitgestanden hatte, und die drei Männer stiegen schweigend aus.

Calgaro blieb zurück. Seine Diener gingen voran, um das Haus zu durchsuchen – ein leeres Haus, wie sie feststellten. Etwa zehn Minuten später tauchten sie wieder auf, und jetzt erst verließ der verbrecherische Arzt sein Versteck, um die Villa zu betreten.

Jason und Jeremy befahl er, im Wohnzimmer zurückzubleiben.

Die vier Mädchen waren noch unterwegs. Auch sie mußten irgendwann wieder auftauchen. Calgaro wußte, daß seine Geschöpfe unter allen Umständen zu ihm zurückkehren würden. Und selbst wenn sie es nicht taten – ihm war es gleich, er konnte jederzeit neue Sklavinnen finden. Jetzt gab es andere Probleme, jetzt mußte er sich vor allem schützen. Alban Manie würde nicht aufgeben. Sein Haß war zu groß. Er würde auf der Fährte bleiben, er würde kommen, um

seinen Todfeind zu töten, und Calgaro wußte, daß nur noch die Hölle selber ihn vor der Vernichtung retten konnte.

Er stieg in den Keller hinunter.

Rasch durchquerte er das Gewirr der Gänge und Gewölbe, den verwüsteten Operationssaal und einen Nebenraum. Zwölf Stufen führten in die Tiefe, endeten vor einer Eichentür mit massiven Eisenbeschlägen. Der rostige Schlüssel steckte im Schloß. Calgaro drehte ihn, und die Tür bewegte sich quietschend in den Angeln.

Der Raum dahinter hatte keine Fenster und lag im Dunkeln. Nur der Widerschein, der durch die Tür fiel, erhellte ihn schwach, beleuchtete den niedrigen Holztisch, den Jason und Jeremy wieder hierhergebracht hatten, das uralte, verstaubte Buch und die beiden Kerzen, die es flankierten.

Calgaro lächelte triumphierend.

Die Furcht fiel von ihm ab. Das Buch war noch da, die Dämonen würden seinem Willen folgen. Gegen diese Ausgeburten der Hölle vermochte Alban Marric selbst in seiner gegenwärtigen Gestalt nichts auszurichten.

Calgaro zögerte einen Moment, atmete tief durch, und als er den Raum durchquerte und die Kerzen anzündete, sah er mit seinem langen, schwarzen Umhang wie der Priester eines finsteren Kultes aus, der an einen Altar tritt.

Wieder bewegten sich seine Hände langsam und fast zärtlich, als er den schweren Einband des Buches aufschlug.

Er fand die richtige Seite sofort.

Wie in Trance schloß er die Augen. Seine Fingerspitzen berührten das vergilbte Papier, und seine Stimme begann, beschwörend die magischen Formeln zu sprechen…

***

»Chef! He, Chef!«

Zamorra tauchte nur langsam aus der Bewußtlosigkeit. Sein Magen rebellierte, er spürte immer noch die Nachwirkungen des brutalen Schlages, der ihn an der Schläfe getroffen hatte. Mühsam öffnete er die Augen und sah das blasse, besorgte Gesicht seiner Sekretärin über sich.

Nicole schluckte.

»Er ist weg, Chef«, sagte sie heiser.

Zamorra stemmte sich hoch. Die Erinnerung an das Geschehene mobilisierte seine letzten Kraftreserven. Irgendwie kam er auf die Beine, hielt sich an der Tischkante fest und sah sich um.

Die beiden toten Mädchen waren verschwunden, das fiel ihm als erstes auf.

Marric mußte sie mitgeschleppt haben. Claire Coltrane, Maria Benetti

und…

Zamorra riß den Kopf herum.

Sein Blick glitt in die Runde, streifte Jim Coltrane, der sich gerade an der Wand hochstemmte, erfaßte Jessica Havilland und Anabel Verton. Die beiden Girls waren nur bewußtlos. Sie jedenfalls hatte Marric nicht getötet, sie waren verschont geblieben von seiner Rache – und der Professor atmete erleichtert auf.

»Claire!« hörte er Jim Coltranes erstickte Stimme. »Er hat sie getötet! Er hat Claire umgebracht!« Und nach einer atemlosen Pause:

»Wer – wer war dieses – Monstrum, Professor?«

Zamorra erklärte es ihm. Versuchte es jedenfalls. Jim hörte zu, lehnte bleich und erschöpft an der Wand, und in seinen blauen Augen verdichtete sich der Ausdruck fassungslosen Entsetzens.

»Aber das gibt es doch nicht«, flüsterte er schließlich. »Ich meine nicht in Wirklichkeit! So etwas gibt es doch nur im Film, so etwas…«

»Leider ist es real, Jim.« Zamorra tastete mit der Rechten nach seinem Hals und vergewisserte sich, daß das Amulett noch an seinem Platz war. »Sie selbst sind doch der erste gewesen, der begriff, daß es bei dem Verschwinden der Mädchen aus Redhorn nicht mit rechten Dingen zuging. Erinnern Sie sich, was Sie mir über das Verhalten Ihrer Schwester erzählten, über die beiden Männer in ihrer Begleitung und über den seltsamen Einfluß, der Sie später daran hinderte, Farlund Castle zu besuchen?«

Jim nickte schwach. Seine Lippen zitterten.

»Und – Jessica?« flüsterte er. »Was ist mit ihr? Können Sie – können Sie ihr nicht irgendwie helfen?«

»Ich weiß es nicht. Wir müßten es versuchen.« Er wandte sich an seine Sekretärin. »Würden Sie in der Zwischenzeit auf Anabel aufpassen?«

»Müssen wir nicht die Polizei alarmieren, Chef?«

Zamorra zögerte.

Sicher, sie mußten die Behörden informieren. Zwei tote Mädchen boten Anlaß genug, selbst wenn ihre Leichen verschwunden waren.

Der Professor wunderte sich ohnehin darüber, daß der Lärm nicht längst die Bewohner des Ortes auf den Plan gerufen hatte. Aber Polizei – das hieß endlose Verhöre, Formalitäten, vermutlich eine Menge Mißtrauen. Und wenn in der Zwischenzeit irgend etwas geschah, das Zamorras Eingreifen erforderlich machte…

»Wir rufen später an«, entschied er. »Zunächst einmal müssen wir handlungsfähig bleiben – immerhin ist Marric ja noch mit Mordplänen unterwegs. Außerdem müssen wir Calgaro finden. Was, glauben Sie, wird sonst geschehen, falls irgendwelche biederen Dorfpolizisten versuchen sollten, diese Bestie zu verhaften?«

Nicole gab ihm recht.

Entschlossen griff sie nach ihrer kleinen Damenpistole, entsicherte sie und kauerte sich neben der bewußtlosen Anabel nieder. Jim Coltrane half dem Professor, Jessica vorsichtig auf die Couch zu betten.

Zamorra setzte sich neben sie. Jim biß sich auf die Lippen, hob fragend die Brauen, und als der Professor zustimmend nickte, blieb er am Kopfende der Liege stehen.

Jessica rührte sich nicht.

Sie war bleich wie der Tod. Staub und Spinnweben nisteten in ihrer kastanienfarbenen Pagenfrisur, ein paar Strähnen klebten ihr feucht in der Stirn, winzige Schweißperlen glitzerten auf der weißen Haut. Ihr Atem ging flach und schnell, und nur die Augen unter den geschlossenen Lidern bewegten sich heftig.

Es dauerte fast zwei Minuten, bis sie erwachte.

Ihre Lider zuckten, öffneten sich um einen Spalt. Sie sah Zamorra an, und gleichzeitig schien sie durch ihn hindurchzusehen. Ihre Augen wirkten weit und leer, ihr Blick verlor sich, und es war offensichtlich, daß sie immer noch unter dem Bann eines fremden Willens stand.

Zamorra öffnete die obersten Knöpfe seines Sporthemdes. Rasch streifte er die Kette vom Hals, an der das silberne Amulett hing. Jessicas Hände fuhren unruhig hin und her, sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich aufrichten, doch dann, als ihr starrer, ins Leere gerichteter Blick den Talisman erfaßte, erschlafften ihre Muskeln, und sie sank wieder zurück.

Jim runzelte die Stirn. »Was ist das?« fragte er zögernd.

Zamorra lächelte. »Nur ein Hilfsmittel. Die Technik der Hypnose besteht unter anderem darin, den Blick auf einen bestimmten Gegenstand zu fixieren. Man könnte genausogut eine Kugel oder einen Ring nehmen.«

Jim war mit der Erklärung zufrieden. Gespannt sah er zu, wie Zamorra das Amulett in langsame Schwingungen versetzte. Dicht vor Jessicas Gesicht pendelte es hin und her. Zuerst reagierte sie nicht, starrte weiter geradeaus, aber nach ein paar Sekunden begannen ihre Lider nervös zu zucken. Ihre Augen bewegten sich. Der leere, seltsam abwesende Blick streifte das Amulett, irrte ab, glitt wieder zurück. Jessica stöhnte leise. Ihre Lippen bebten, formten lautlose Worte, und ihre Augen begannen den Schwingungen des silbernen Talismans zu folgen.

»Ruhig«, murmelte Zamorra. »Sie sind ruhig – ganz ruhig. Sie brauchen keine Angst zu haben. Hören Sie, Jessica? Sie haben keine Angst, sie sind ganz ruhig. – Jessica?«

»Ruhig«, murmelte sie wie ein fernes Echo. »Ich bin ganz – ruhig…«

»Schließen Sie die Augen! Ihre Lider werden schwer. Sehr schwer…« Zamorra wartete einen Moment, bis Jessica tatsächlich die Augen schloß, und ließ das Amulett sinken. »Sie haben einen Traum gehabt.

Einen schrecklichen Alptraum. Aber jetzt ist es vorbei. Hören Sie? Es ist vorbei, Jessica. Sie werden aufwachen und nicht mehr daran denken. Sie werden diesen Traum nie wieder träumen. Nie wieder, hören Sie? Und jetzt wachen Sie auf…« Er verstummte.

Für einen Moment war es so still, daß man eine Stecknadel fallen gehört hätte.

Jessica atmete ruhig und gleichmäßig. Sie lag jetzt entspannt da, so friedlich, als habe sie tatsächlich nur einen Traum hinter sich. Ihre Lider flatterten, sie seufzte leise, und dann schlug sie wieder die Augen auf.

»Hallo«, murmelte sie. »Wo – wo bin ich?« Und als ihr Blick sich klärte: »Sie, Professor?«

»Jessica!« flüsterte Jim. »Jessie! Meine Jessie…«

»Jim? Was machst du hier? Wo bin ich überhaupt? Was ist geschehen, was…«

»Ich erkläre es Ihnen später«, sagte Zamorra lächelnd. »Bleiben Sie jetzt liegen und ruhen Sie sich ein wenig aus. Sie sind müde, nicht wahr?«

»Ja. Aber was…«

Sie verstummte.

Denn im selben Moment klang Nicoles leise, erregte Stimme herüber. »Chef! Chef, ich glaube, sie kommt zu sich.«

Zamorra sprang auf. Mit zwei Schritten stand er bei Anabel, die sich allmählich wieder regte. Neben ihr ging er in die Knie und versetzte wieder das Amulett in Schwingungen, und während Jim leise auf Jessica einsprach, versuchte der Professor zum zweitenmal, jenen unheilvollen Einfluß aufzuheben, dessen Natur er nicht kannte.

Es gelang ihm nicht.

Nicht bei Anabel…

Er konzentrierte sich, versuchte es wieder und wieder, bot die ganze Kraft seines Willens auf, aber alle Anstrengungen blieben vergeblich. Anabel reagierte nicht. Ihr Blick blieb so starr, wie er vorher gewesen war. Zamorras beschwörende Stimme vermochte sie nicht zu beruhigen. Sie lehnte an der Wand, zusammengekauert wie ein in die Enge getriebenes Tier, sie sah durch alles hindurch und schien ihre Umgebung nicht wahrzunehmen.

Zamorra gab auf.

Anabel Verton stand nicht unter Hypnose, soviel war klar. Eine Hypnose, so wie bei Jessica, hätte er aufheben können. Irgend etwas anderes mußte mit dem Mädchen geschehen sein. Etwas Schlimmeres, Tiefergreifendes.

Der Professor streifte mechanisch das Amulett über den Kopf, kam auf die Beine, und dabei glaubte er wie in einer Vision den Operationssaal im Keller von Farlund Castle vor sich zu sehen.

War Anabel den teuflischen Experimenten von Dr. Calgaro zum Opfer gefallen?

Hatte er sie operiert? Irgend etwas an ihrem Gehirn verändert, das sich nicht wieder rückgängig machen ließ?

Und war Jessica vielleicht nur deshalb davongekommen, weil Calgaro noch keine Zeit gefunden hatte, sich mit ihr zu beschäftigen und…

»Chef!« unterbrach Nicoles Stimme seine Gedanken.

Er hob den Kopf. Nicole machte eine Geste in Anabels Richtung.

Das Girl kauerte immer noch am Boden, aber eine seltsame Veränderung war mit ihr vor sich gegangen.

Ihre Haltung straffte sich.

Sekundenlang verharrte sie reglos, schien auf etwas zu lauschen, das nur sie hören konnte – dann stand sie auf. Die anderen Menschen im Zimmer schien sie überhaupt nicht wahrzunehmen. Ihr Blick hing an der offenen Tür. Wie eine Marionette, die an unsichtbaren Fäden gezogen wird, durchquerte sie den Raum und betrat die Diele.

Nicole holte Luft, wollte etwas sagen, doch Zamorra unterbrach sie mit einer Geste.

Seine Augen waren schmal.

Gespannt beobachtete er das Girl, das zielstrebig auf den Ausgang zuschritt. Sie passierte die Tür, ließ sie hinter sich offen und glitt geschmeidig die wenigen Stufen hinunter.

»Chef!« flüsterte Nicole. »Wir müssen sie aufhalten, wir müssen…«

»Nein!« Zamorra schüttelte den Kopf. Auch er hatte die Stimme gesenkt. »Wir werden sie nicht aufhalten, wir werden versuchen, ihr zu folgen.« Und mit einem tiefen Atemzug fügte er hinzu: »Ich bin sicher, daß sie uns zu Giordano Calgaro führen wird…«

***

Stetig und unaufhaltsam stampfte der Cyborg durch das trübe Grau des Nachmittags.

Alban Marrics Augen glitten beständig umher, hellwach und aufmerksam. Immer noch glühte der Haß in ihm, trieb ihn vorwärts wie eine unerbittliche Peitsche – aber ein Teil seiner Gedanken arbeiteten mit glasklarer Vernunft. Er wußte, daß er sich nicht sehen lassen, niemandem begegnen durfte. Kurz hinter Redhorn hatte er die Straße verlassen, war durch die Wälder marschiert, und jetzt näherte er sich Farlund Castle in weitem Bogen.

Zwischen den Bäumen hingen bereits die ersten Schatten einer frühen Dämmerung, als das Gebäude vor ihm auf dem Hügel auftauchte.

Marric verlangsamte seine Schritte – oder besser die Schritte der Maschine, die er mit seinen Gedanken lenkte.

Vorsichtig, so lautlos wie möglich, bewegte er sich zwischen den Bäumen. Auch diesmal spürte er den magischen Bann, spürte das winzige Zögern angesichts einer unsichtbaren Sperre, doch Sekunden später überwand er das Hindernis ohne die geringsten Schwierigkeiten.

Er wußte, daß sein Gegner nach Farlund Castle zurückkommen würde.

Er wußte es so sicher, als könne er in die Zukunft blicken. Giordano Calgaro war überstürzt geflohen. Er hatte das Buch nicht mitnehmen können, jenes Buch, das ihm seine unheimliche Macht verlieh.

Er brauchte es, er konnte es auf keinen Fall zurücklassen, und er würde kommen, um es zu holen.

Wenn er nicht längst hier war!

Marric spähte aus schmalen Augen zu dem düsteren Gebäude hinüber, und der Haß schüttelte ihn. Er preßte die Zähne zusammen.

Entschlossen verließ er seine Deckung zwischen den Bäumen, überquerte den weiten mit Unkraut überwucherten Vorplatz, und als er sich der Haustür näherte, wußte er, daß er nicht mehr würde warten müssen.

Calgaro war hier.

Der Magier spürte es – spürte es mit jeder Faser seines fiebernden Hirns. Das Klirren von Stahl auf Stein schnitt durch die Stille, als er schwerfällig die Treppe hinaufstieg. Vor der Haustür zögerte er einen Moment, überlegte, und dann verzerrte sich sein Gesicht im jähen Entschluß.

Er holte aus.

Ein schmetternder Hieb des mächtigen Stahlarms riß die Tür aus den Angeln. Krachend fiel sie in die Diele. Marric marschierte unaufhaltsam darüber hinweg und erreichte den bogenförmigen Durchgang zur Halle.

Licht brannte.

Gedämpfter Lampenschein, der durch die geschlossenen Vorhänge nicht hatte nach draußen dringen können. Er beleuchtete die Möbel, die Teppiche, die Bilder an den Wänden und die beiden Männer, die in den Sesseln am Kamin saßen.

Jason und Jeremy!

Calgaros Diener!

Sie sprangen auf. Mit einer fast synchronen Bewegung stießen sie die Sessel zurück und starrten zu Marric hinüber. Der Magier begegnete ihrem starren Blick, sah die Ausdruckslosigkeit ihrer leeren Gesichter, aber er sah auch die jähe Spannung der Muskeln, die den Angriff signalisierte.

Marric lachte.

Er lachte, als die beiden Männer auf ihn zukamen, zwanghaft wie

Marionetten.
Er lachte immer noch, als sie mit den gleichen abgehackten Bewegungen zu ihren Pistolen griffen. Und dann schnellte er vorwärts, holte blitzartig aus und schmetterte seine messerbewehrte Faust in eins der starren Gesichter.
Jason und Jeremy flohen nicht.
Sie flohen nicht, weil ihre Gehirne nicht mehr normal funktionierten. Sie griffen blindlings an, taten das, was ein fremder Wille ihnen irgendwann vorgeschrieben hatte, und das Verhängnis kam so schnell über sie, daß sie es nicht einmal mehr begriffen.
Marric ließ zwei Leichen zurück, als er die Halle durchquerte und auf die Tür zuging, die in den Keller führte.
Seine Schritte hallten auf der steilen Treppe. Zielstrebig und unaufhaltsam suchte er sich seinen Weg durch das Labyrinth der Gänge. Er fand den Operationssaal wieder, der immer noch erleuchtet war, blieb in der Mitte des Raumes stehen und ließ seinen Blick in die Runde gleiten.
Türen.
Türen an allen vier Seiten des Saals.
Marrics Augen tasteten darüber, er zögerte, verharrte reglos, als nehme er eine Witterung auf, und dann wußte er, welchen Weg er zu gehen hatte.
Sein Instinkt wies ihm die Richtung – jene eigentümliche, sensible Kraft in ihm, die ihn selbst jetzt noch empfänglich machte für die Ausstrahlung eines fremden Bewußtseins. Und Calgaro war sein Feind. Marric kannte ihn. Er kannte ihn besser, als er je ein anderes menschliches Wesen gekannt hatte, und er spürte seine Anwesenheit so deutlich, als habe er ihn vor sich.
Die Tür links…
Marric ging darauf zu, sprengte sie mit einem mächtigen Hieb aus den Angeln. Ihm war es gleich, ob er Lärm machte. Sein Feind sollte wissen, daß er kam. Sollte ihn hören, sollte beben vor Furcht, sollte tausend Tode sterben, bevor er…
Marrics Gedanken stockten.
Er hatte den Mauerbogen bemerkt, die Stufen, die in die Tiefe führten. Seine Lippen preßten sich zusammen, die Augen wurden schmal und glitzerten. Rasch trat er näher heran, verharrte abermals und blickte hinunter.
Zwölf Stufen…
Sie endeten vor einer schweren, eisenbeschlagenen Tür. Einer Tür, die halb offenstand und hinter der Marric den sanften Abglanz von Kerzenlicht erkennen konnte.
Er bewegte sich weiter.
Stufe für Stufe stieg er die Treppe hinunter. Unten verharrte er einen

Moment, seine Nerven spannten sich, und mit seiner stählernen Klaue schob er ganz langsam die Tür auf.

Sie quietschte in den Angeln.

Knarrend schwang sie bis an die Wand. Ein Luftzug bewegte die Kerzenflammen, zuckend und gespenstisch glitt der Widerschein über die Wände, und Alban Marric starrte reglos und wie versteinert auf die Szene.

Feucht schimmernde Wände, ein winziges Verlies.

Er kannte den niedrigen Holztisch, der das einzige Möbelstück bildete. Er kannte diese Kerzen – und er kannte auch das alte, in Leder gebundene Buch, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag.

Giordano Calgaro hatte seine Rechte auf die vergilbte Seite gelegt.

Er stand geduckt da, leicht vorgeneigt. Sein kahler, knochiger Kopf erinnerte mehr denn je an einen Totenschädel. Die bernsteinfarbenen Augen hatten sich verengt, schienen winzige Funken zu versprühen, und auf dem schmalen, fast lippenlosen Mund lag ein verächtliches Lächeln.

Alban Marric spürte Eiseskälte in sich.

Eine Kälte, die von tief innen kam, ihn bis in die letzte Faser erfüllte und die Fieberglut aus seinem Hirn verdrängte. Er wußte um die Gefahr. Aber er spürte keine Angst, jetzt nicht mehr. Er starrte Calgaro an, bohrte seinen Blick in die gleißenden gelben Raubtierlichter, und sein ganzes Wesen, sein ganzes Denken und Fühlen wandelte sich in kalten, nackten Vernichtungswillen.

»Du wirst sterben, Jordan«, flüsterte er, und unwillkürlich hatte er wieder jenen anderen Namen benutzt, den er besser kannte. »Du wirst sterben, hörst du…«

Calgaro lächelte.

Ein dünnes, böses Lächeln. Ein Lächeln voller Triumph.

»Nein«, sagte er. »Du irrst dich, Alban. Ich bin unbesiegbar, ich…«

»Rechnest du auf die Hilfe der Dämonen?« Marrics Lippen preßten sich zusammen, er schüttelte den Kopf. »Das ist vergeblich, Jordan. Nicht einmal die Hölle selber kann dich noch retten. Dein Spiel ist aus! Du bist am Ende, Jordan. Du hast keine Zeit mehr, die magischen Formeln zu sprechen. Ich würde dich zerschmettern, ehe du auch nur ein einziges Wort sagen könntest. Ich würde…«

»Versuch es, Alban! Versuch es…«

Alban Marric machte einen Schritt nach vorn.

Erneut schnitt das Klirren von Metall auf Stein durch die Stille.

Und es war, als habe das Geräusch wie ein Signal gewirkt. Ein leises, eigentümlich hohes Singen hing plötzlich in der Luft. Es wurde stärker, dunkler. Ein kaum wahrnehmbarer rötlicher Schimmer erfüllte das Verlies, und das war nicht mehr nur der Widerschein der Kerzen.

Marrics Blick zuckte umher.
Er sah die unregelmäßige, wolkige Helligkeit.
Er sah die winzigen Funken, die in der Luft tanzten, sich verdichteten und allmählich Gestalt annahmen.
Und da begriff er mit erschreckender Klarheit, daß er einen Fehler gemacht hatte.
Sein Gegner mußte geahnt haben, daß er kommen würde.
Giordano Calgaro brauchte die Dämonen nicht mehr zu beschwören. Er hatte es bereits getan. Er hatte die Mächte der Finsternis unter seinen Willen gezwungen, hatte eine unheimliche, unsichtbare Armee zu seinem Schutz aufgeboten – und Marric wußte, daß er gegen diese Ausgeburten der Hölle nichts vermochte.
Er versuchte es.
Der Haß in ihm explodierte förmlich. Er schnellte nach vorn, er wollte seinen Todfeind mit einem einzigen vernichtenden Hieb treffen – doch irgendeine unsichtbare Kraft warf sich ihm entgegen, ließ ihn zurückprallen und lähmte seinen Arm.
Zwischen Calgaro und ihm waberte von einer Sekunde zur anderen eine Feuerwand.
Gestalten erschienen.
Knochengestalten! Gerippe – von Flammen umflossen! Totenschädel grinsten ihn an, Skelette vollführten einen makabren Reigen, und die Luft war erfüllt vom vielstimmigen Fauchen und Heulen der Dämonen.
Sie kamen näher.
Unaufhaltsam drangen sie auf den Magier ein. Kichern schlug an seine Ohren, teuflisches, gellendes Gelächter.
Eine der Knochenhände schoß vor, berührte seinen Arm – und zischend und dampfend begann das Metall zu schmelzen.
Alban Marric stieß einen enttäuschten Schrei aus, warf sich herum und versuchte verzweifelt, seinen schwankenden Stahlkörper in Richtung zur Tür zu bewegen…

***

Der schwarze Cadillac rollte im Schrittempo durch die Dämmerung.
Zamorra saß am Steuer. Neben ihm kauerte Nicole und blickte durch die Frontscheibe nach vorn. Ihr Gesicht wirkte blaß und gespannt. Sie hatte darauf bestanden, mitzukommen, und Zamorra war einfach keine Zeit für lange Diskussionen geblieben, zumal er wußte, daß es Fälle gab, in denen gegen Nicoles Entschlüsse kein Kraut gewachsen war.
Auch der Professor starrte nach vorn. Die Dunkelheit nahm zu, eigentlich hätte er bereits die Scheinwerfer einschalten müssen, doch er verzichtete darauf. Wie einen Schatten konnte er in vierzig, fünfzig

Yards Entfernung die schlanke Gestalt erkennen. Anabel Verton!

Sie tat das, was er erwartete. Wie eine Marionette, die einem unsichtbaren Zwang gehorcht, hatte sie das Haus verlassen, hatte ohne das geringste Zögern die Straße genommen, die aus dem Ort führte – und Zamorra war sicher, daß sie nicht aus eigenem Antrieb handelte, sondern einem geheimnisvollen Ruf folgte.

Dem Ruf ihres Herrn.

Dem Ruf des Mannes, der sie zu dem gemacht hatte, was sie war, der Macht über sie besaß und der sie offenbar dirigieren konnte wie eine lebende Puppe.

Anabel bewegte sich schnell und gleichmäßig am Straßenrand entlang. Sie hielt sich im Schatten der Bäume, verlangsamte nicht ein einziges Mal ihre Schritte und sah sich nicht ein einziges Mal um.

Immer näher kam sie Calgaros Schlupfwinkel, und als sie die Abzweigung erreichte, die nach Farlund Castle führte, schlug sie ohne Zögern den schmalen, gewundenen Weg ein.

Zamorra trat auf die Bremse.

Rasch brachte er den Wagen zum Stehen und wandte sich Nicole zu.

»Ich gehe zu Fuß«, sagte er halblaut. »Sie bleiben hier und warten.«

»Aber Chef, ich…«

»Sie bleiben hier!«

Diesmal duldete Zamorras Tonfall keine Widerrede. Nicole biß sich auf die Lippen, nickte dann. Ihr Chef stieg aus, schloß den Wagenschlag hinter sich, und Sekunden später hatte ihn die Dunkelheit zwischen den hohen Douglasfichten verschlungen.

Er ging eilig über den Weg, bis er Anabel Verton wieder im Blickfeld hatte.

Danach wurde er langsamer, paßte sich ihrem Tempo an. Das Mädchen bewegte sich erstaunlich sicher, schien Bodenunebenheiten und Hindernisse förmlich zu ahnen. Stetig kletterte sie aufwärts, ein ungewisser Schatten in der Dämmerung, und ein paar Minuten später erreichte sie den großen, mit Unkraut überwucherten Vorplatz von Farlund Castle.

Die Haustür war aus den Angeln gerissen worden, das sah Zamorra auf den ersten Blick.

Anabel dagegen schien es nicht zu bemerken. Sekundenlang verharrte sie, dann überquerte sie den Platz. Leichtfüßig lief sie die Treppe hinauf. Zamorra beobachtete, wie sie in der Diele über die Trümmer der Tür hinwegturnte, und im nächsten Moment war sie aus seinem Blickfeld verschwunden.

Er folgte ihr.

Mit zwei Sprüngen nahm er die Stufen, kletterte ebenfalls über die umgestürzte Tür. Die Diele lag im Dunkeln, aber in der Halle brannte Licht, und Zamorra erreichte mit ein paar Schritten den

bogenförmigen Durchgang.
Er blieb stehen, als sei er gegen eine Mauer aus Glas gelaufen.
Er sah Anabels Rücken.
Sie stand starr da.
Sie rührte sich nicht, verharrte wie eine Statue, und die Haltung ihres Kopfes verriet, daß ihr Blick auf den beiden zerfetzten Leichen zu ihren Füßen ruhte.
Jason und Jeremy…
Sie lebten nicht mehr.
Aber sie konnten noch nicht lange tot sein. Eine feucht schimmernde Blutlache breitete sich um ihre Körper aus, und die gräßlichen Wunden ließen keinen Zweifel daran, wem sie zum Opfer gefallen waren.
Zamorra preßte die Lippen zusammen.
Befand sich Marric im Haus? Hatte er Calgaro auf irgendeine Weise gefunden? Er mußte geahnt haben, daß sein Todfeind hierher zurückkehren würde. Er mußte…
Anabel regte sich wieder.
Nur für Sekunden hatte sie vor den beiden Toten verharrt, nun wandte sie sich um. Sie ging auf die Kellertür zu, schneller jetzt, mit mechanischen, abgehackten Bewegungen. In offensichtlicher Eile stieg sie die Stufen hinunter, sah sich nicht ein einziges Mal um, und Zamorra folgte ihr.
Ein kahler Gang…
Ein paar Kellergewölbe, dann der verwüstete Operationssaal.
Eine der Türen an der linken Seite stand offen. Anabel ging darauf zu, verschwand in dem Raum dahinter. Ein paar Sekunden später trat Zamorra ebenfalls über die Schwelle. Sein Blick erfaßte einen Mauerbogen und Stufen, die in die Tiefe führten – und kaum daß er zwei Schritte gemacht hatte, hörte er den heiseren, gellenden Schrei.
Er zuckte zusammen.
Ein dumpfes, wütendes Fauchen hing plötzlich in der Luft. Noch einmal schrie jemand, das Fauchen steigerte sich, wurde zum nervenzerfetzenden Heulen – und Zamorra wußte glasklar, daß dieses gräßliche Geräusch nur eines bedeuten konnte.
Dämonen!
Ausgeburten der Finsternis!
Zamorra kannte diese Höllenbrut, hatte oft genug gegen diese teuflischen Gegner gekämpft. Ihre Stimmen waren ihm vertraut. Er kannte das Fauchen, das Heulen, das vielstimmige Kichern, Zischen und Geifern, er spürte die Wut darin, die Blutgier, die wilde unbändige Besessenheit – und er hätte nicht erst weiterzugehen brauchen, um zu wissen, daß die Dämonen ein Opfer gefunden hatten.
Aber er ging trotzdem.

Zwölf Stufen führten nach unten. Anabel war auf halbem Wege stehengeblieben – als habe der treibende Befehl sie plötzlich im Stich gelassen. Zamorra schob sie beiseite, streifte ihr bleiches Gesicht mit einem flüchtigen Blick, und dann blieb auch er stehen wie von einem Stromstoß getroffen.

Die Tür am Fuß der Treppe bewegte sich.

Aus dem Raum dahinter war rötlicher Widerschein gefallen, jetzt verdunkelte sich das helle Viereck. Eine Gestalt taumelte heraus, schwerfällig, stolpernd, ein massiger Gigant aus Stahl. Flammen schienen Marric zu verfolgen. Feuergestalten sprangen ihn an, wie ein Orkan brauste das Heulen und Fauchen durch den Keller, und der Schrei des Magiers ging unter im triumphierenden Kreischen seiner Verfolger.

Marric stolperte.

Zamorra biß die Zähne zusammen, hob blitzschnell die Hände, riß sich das Amulett vom Hals – doch es war schon zu spät, um noch etwas zu verhindern.

Denn im selben Moment fielen die Dämonen bereits über ihr Opfer her.

Wie eine Sturzflut schlugen sie über ihm zusammen. Marric schrie, schlug um sich, versuchte vergeblich, weiterzukriechen. Flammen hüllten ihn ein, wabernd, prasselnd und zischend. Wie Schemen tauchten Knochengestalten in dem Inferno auf, noch greller, gleißender wurde die Glut. Und binnen Sekunden schien sich der zuckende, schwankende Roboter in einen Feuerball zu verwandeln.

Metall schmolz…

Dampf wallte auf, grellroter Widerschein geisterte über die Wände. Noch wehrte sich der Magier, noch sandte sein sterbendes Hirn unkontrollierte Impulse aus und ließ den Roboterkörper in konvulsivische Zuckungen fallen. Wie ein gefällter Baum sackte der Cyborg in sich zusammen. Scheppernder Krach begleitete seinen Sturz, und im nächsten Augenblick löste er sich buchstäblich in Nichts auf.

Rauchende Asche blieb übrig.

Ein wenig Blut, Reste von geschmolzenem, verformtem Metall…

Dann war auch das vorbei. Selbst die letzten Spuren verbrannten, erloschen, und der Cyborg war verschwunden, als habe die Hölle selbst sich aufgetan, um ihn zu verschlingen.

Zamorra hielt den Atem an.

Seine Rechte umklammerte das Amulett, die dünne Silberkette hatte er um sein Handgelenk geschlungen. Aber er wußte nicht, ob die Dämonen deshalb zurückwichen oder einfach nur, weil ihr grausiges Werk vollendet war.

Wie ein Spuk huschten die Flammengestalten durch die immer noch offene Tür. Ihr Wispern und Raunen erfüllte den Raum dahinter.

Zamorra sah den Lichtschein, die düstere rote Glut, und mit zusammengebissenen Zähnen setzte er sich wieder in Bewegung.

Er wußte nicht, ob Anabel ihm folgte, kümmerte sich nicht um sie.

Stufe um Stufe stieg er die Treppe hinab, erreichte die Tür und trat über die Schwelle.

Ein niedriger Tisch.

Zwei Kerzen brannten.

Zwischen ihnen lag aufgeschlagen ein altes Buch auf der Holzplatte, die Dämonen tanzten ihren makabren Reigen, und hinter dem Tisch stand Giordano Calgaro, hoch aufgerichtet, und starrte mit funkelnden gelben Augen zur Tür.

Zamorra erwiderte den Blick.

Aus den Augenwinkeln sah er, daß die Dämonen zurückwichen, zu huschenden Schatten an den Wänden wurden. Flüstern erfüllte die Luft. Calgaro lächelte, seine dünnen Lippen verzerrten sich in triumphierendem satanischem Spott – aber Zamorra schien das schon nicht mehr zu sehen.

Seine Aufmerksamkeit galt dem Buch.

Wie gebannt hing sein Blick an den alten, vergilbten Seiten.

Schriftzeichen bedeckten die Blätter, Worte in einer Sprache, die er nicht kannte. Das Buch lag da, offen für jeden, der es unternahm, darin zu blättern – und dennoch schien es eine Art Eigenleben zu haben, eine Ausstrahlung von Kraft und Geheimnis, die Zamorra spürte und die seine Nerven vibrieren ließ.

Tief in ihm begann eine verborgene Saite zu schwingen.

Immer noch starrte er das Buch an. Und er kannte das Geheimnis.

Er wußte, welche Bewandtnis es mit den geheimnisvollen Schriftzeichen hatte, er wußte um die Quelle von Calgaros übernatürlicher Kraft – und er wußte auch, was er als nächstes unternehmen mußte.

Sein Blick glitt hoch, bohrte sich in Calgaros Augen. Dessen Totenkopfphysiognomie verzerrte sich. In seinen Pupillen schienen flirrende Reflexe zu tanzen, wie das Spiegelbild der Flammengestalten, die immer noch den Raum beherrschten, und seine Lippen zogen sich in einem satanischen Grinsen von den Zähnen.

»Haben Sie es gesehen, Fremder?« zischte er. »Haben Sie gesehen, was passiert ist? Das war Alban Marric! Er war mein Feind, er hat es gewagt, die Hand gegen mich zu erheben. Jetzt ist nicht einmal mehr Asche von ihm übrig. Und so wird es jedem ergehen, der mir in den Weg tritt. Jedem, Fremder…«

Zamorra begriff die Drohung. Seine Finger schlossen sich fester um das Amulett.

»Ich werde Ihnen in den Weg treten, Calgaro«, sagte er ruhig.

»Denn Ihr Weg ist hier zu Ende. Sie haben ausgespielt, Calgaro. Sie

wissen es nur noch nicht.«

»Was? Was sagen Sie da?«

Calgaros Lippen verzerrten sich. Er lachte, lachte mit zurückgelegtem Kopf, und die dürren Schultern bebten unter unhörbarem Kichern. Seine Augen funkelten. Ganz langsam trat er bis an die Wand zurück, lehnte sich dagegen und verschränkte die Arme über der Brust, als wolle er das bevorstehende Schauspiel genießen.

»Sie werden sterben«, flüsterte er. »Sie werden jetzt sterben, Fremder, genau wie Marric gestorben ist. Meine Freunde werden Sie vernichten. Verglühen werden Sie! Brennen werden Sie! Brennen, brennen, brennen…«

Bei den letzten Worten trat ein irrer Glanz in seine Augen. Er warf den Kopf herum, machte eine herrische Geste.

Ungeduldig, mit verzerrten Zügen wartete er darauf, daß die Dämonen seinen Gegner anfielen, und viel zu spät sah er das kleine, geheimnisvoll schimmernde Amulett in Zamorras Hand.

Der Talisman pendelte hin und her.

Allmählich geriet er in kreisende Bewegung. Immer weiter schwang er aus, langsam und gleichmäßig, berührte fast die Seiten des Buches auf dem Tisch, und Giordano Calgaros Augen weiteten sich in jähem Schrecken.

Er starrte das Buch an.

Das Buch, dessen Seiten sich an den Rändern verfärbten, dessen Blätter sich bewegten, Wellen warfen und dessen dunkler Ledereinband von innen heraus zu glühen schien.

»Nein!« brüllte Calgaro auf – doch da war es bereits zu spät.

Das Buch fing Feuer.

Wie von einer unsichtbaren Kraft entzündet, begann es zu glimmen, eine Flamme zuckte hoch, sekundenlang verwandelten sich die Seiten in lodernde Fackeln – dann waren nur noch ein paar tanzende Funken übrig.

Zwei Herzschläge lang blieb es still.

Eine atemlose, tödliche Stille…

Calgaro lehnte zitternd an der Wand. Sein Gesicht war grau und eingefallen. Die Lippen zuckten, grauenhafte Angst flackerte in den gelben Augen, und im nächsten Moment begriff Zamorra auch den Grund.

Das Buch hatte Calgaro Macht verliehen.

Eine Macht, der die Geschöpfe der Hölle gehorchen mußten.

Jetzt waren sie frei, war der Bann gebrochen – und die ganze gräßliche Höllenbrut stand auf gegen ihren entmachteten Gebieter.

Zamorra konnte nichts tun.

Von allen Seiten kamen jetzt die Dämonen heran – zu schnell, um noch etwas zu unternehmen. Bleiche Zähne wurden gebleckt.

Knochenhände schossen vor, glühende Finger krümmten sich zu Klauen, und für die Dauer eines Herzschlags übertönte Calgaros gräßlicher Schrei das Heulen und Fauchen der Angreifer.

Zamorra löste sich aus seiner Erstarrung.

Blitzschnell sprang er vor, das Amulett schwang in seiner Rechten.

Eine der rasenden Bestien wurde erfaßt, ehe sie ausweichen konnte.

Ein jaulender Laut löste sich aus dem klaffenden Kiefer, das bleiche Skelett taumelte zur Seite, stürzte auf den Boden und regte sich nicht mehr. Ein zweites Gerippe folgte, der Feuerglanz um die bleichen Knochen erlosch, das Gebein begann mit erschreckender Schnelligkeit zu faulen. Und während Calgaros Todesschrei in einem dumpfen Röcheln erstarb, während die beiden Dämonen nach der Berührung mit dem Amulett zu Staub zerfielen, begriffen die anderen, was die Stunde geschlagen hatte.

Drei waren es noch – Knochengestalten, die von innen her zu glühen schienen.

Wie auf ein geheimes Kommando ließen sie von ihrem gräßlich verstümmelten Opfer ab. Die tanzenden Gerippe versuchten zu fliehen, nach draußen zu entkommen, aber Zamorra erreichte mit einem Sprung die Tür, zog sie zu und schlug mit der Rechten das magische Zeichen des Kreuzes.

Die Dämonen waren gefangen.

Sie konnten sich nicht mehr entmaterialisieren, konnten nicht zurückkehren in ihr unsichtbares Flammenreich. Heulend wichen sie zurück, drängten sich an der Wand zusammen, und die Luft war erfüllt von gräßlichen, unmenschlichen Klagelauten.

Zamorra kannte keine Gnade.

Nur ein paar Minuten brauchte er, dann war auch der letzte der Dämonen zu Staub zerfallen. Der dunstig rote Widerschein des Feuers erlosch. Statt dessen lag ein seltsamer silbriger Schleier über dem Raum – und Zamorra brauchte einen Moment, um zu begreifen, daß das Amulett die Quelle dieses Lichtes war.

Es strahlte.

Klar und kalt versprühte es sein Feuer.

Der Drudenfuß in der Mitte glänzte, der innere Ring mit den zwölf Tierkreiszeichen funkelte wie die Sternbilder selbst, und die Hieroglyphen und Schriftzeichen auf dem äußeren Ring waren erfüllt von einem intensiven, geheimnisvollen Leben.

Zamorra atmete tief durch.

Langsam, fast sanft ließ er das Amulett wieder in den Ausschnitt seines Hemdes gleiten, nachdem er sich die Kette über den Kopf gestreift hatte. Einen langen Blick warf er noch auf die Stätte des Grauens – dann wandte er sich ab, verließ den Raum und stieg wieder die Stufen hinauf.

Er fand Anabel Verton auf dem Fußboden des Operationssaals.

Sie mußte Calgaros gräßliches Ende beobachtet haben. Sie war sein Geschöpf, seine Sklavin. Und der verbrecherische Arzt hatte sie mit in den Tod genommen.

Ihre Finger umkrampften immer noch den Griff des Skalpells, das sie sich mit eigener Hand ins Herz gestoßen hatte.

ENDE